

Mara Laue

# SCHATTENWOLF



Band 2

## TODESSPIELE

Okkult-Krimi



Mara Laue  
Schattenwolf Band 2  
Todesspiele

[www.geisterspiegel.de](http://www.geisterspiegel.de)

Cover © 2012 by Wolfgang Brandt  
Coverbild © 2012 by Astrid Gavini

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung der Herausgeber und des Autors wiedergegeben werden. Die private Nutzung (Download) bleibt davon unberührt.

Copyright © 2012 by Geisterspiegel

Geisterspiegel im Internet: [www.geisterspiegel.de](http://www.geisterspiegel.de)

## Todesspiele

*Cleveland, Ohio. Sonntag, 4. Oktober 2009, Vollmond*

Johnny Thunderdrum klappte seufzend »The Philosophy of Death« von Steven Luper zu. Das Buch war erst vor einem halben Jahr erschienen und sehr interessant. Professor Rothwell hatte es den Studenten seines Kurses sehr empfohlen wegen des Teils, der sich mit vorsätzlichen Tötungen beschäftigte. Johnny las es in erster Linie in der Hoffnung, darin ein paar Todesarten beschrieben zu finden, die etwas fantasievoller waren als das herkömmliche Erschießen, Abstechen, Vergiften und die üblichen Varianten des Selbstmords. Aber dafür sollte er wohl besser ein Handbuch für Rechtsmedizin studieren oder im Internet über außergewöhnliche Morde recherchieren.

Sein Interesse lag keineswegs in einer morbiden Neugier begründet. Obwohl die Sache an sich schon morbide war. Professor Rothwell behandelte in seinem auf zwei Monate angelegten Blockkursus seit zwei Wochen das Thema Tod in seinen Philosophievorlesungen – toller Einstieg in das gerade mal fünf Wochen junge neue Semester – und hatte seine Studenten angeregt, sich des Themas literarisch anzunehmen und eine Geschichte über den Tod zu schreiben. Daran war an sich nichts Morbides. Doch dann war Chester auf die Idee gekommen, jeder solle eine Story schreiben mit der gruseligsten Todesart, die er sich ausdenken konnte. Jeder Teilnehmer an diesem Wettbewerb hatte zwanzig Dollar Teilnahmegebühr gezahlt. Der Sieger bekam den gesamten Topf.

Rothwell hatte die Idee unterstützt und zusätzlich hundert Dollar gespendet, sodass der Jackpot 360 Dollar enthielt. Für Studenten ein kleines Vermögen. Da Johnny die Cleveland State University nur aufgrund eines Vollstipendiums besuchen konnte, hätte er das Geld sehr gut gebrauchen können. Nur deshalb hatte er überhaupt an dem »Todesspiel«, wie Chester es getauft hatte, teilgenommen. In seiner Geschichte wurde der Held von

einem Psychopathen nach einer alten indianischen Foltermethode ermordet. Johnny fand sie perfekt. Aber es konnte nicht schaden, nach Alternativen zu suchen. Er trat immerhin gegen zwölf Konkurrenten an.

Er ging zum Kühlschrank, um sich eine Cola zu gönnen, und stellte fest, dass er keine mehr hatte. Seufzend verließ er das kleine Zimmer im Fenn Tower, dem 22-stöckigen Studentenwohnheim, das zum Campus gehörte, um sich im rund um die Uhr geöffneten Campusshop Nachschub zu kaufen. Er hatte die Tür kaum ins Schloss gezogen, als vor ihm ein unförmiger schwarzer Schatten auftauchte. Im nächsten Moment traf ihn etwas hart an der Stirn. Er verlor das Bewusstsein.

Das Erste, was er wahrnahm, als er wieder zu sich kam, waren entsetzliche Kopfschmerzen und Übelkeit. Als Nächstes hatte er das Gefühl, sein ganzer Körper stünde in Flammen. Jede Bewegung, sogar das Atmen, verursachte entsetzliche Schmerzen. Er wollte schreien und konnte es nicht, weil ein Knebel in seinem Mund steckte. Er würgte, was die Schmerzen nur noch verschlimmerte.

Langsam wurde ihm bewusst, in welcher Lage er sich befand. Man hatte seine Hände gefesselt und ihn an einen Ast an einem Baum gehängt, gerade so, dass er mit den Füßen den Boden berührte und selbst in bewusstlosem Zustand auf diese Weise aufrecht »stand«. Er fragte sich, wo er wohl sein mochte. Doch die Überlegung verblasste. Eine neue Welle von Schmerz raste durch seinen Körper, als er die Muskeln anspannte, um seinem verkrampften Körper Erleichterung zu verschaffen. Entsetzt stellte er fest, dass er nackt war. Damit nicht genug erkannte er endlich die Ursache seiner wahnsinnigen Schmerzen. Wer immer ihn entführt hatte, hatte seinen Körper mit hölzernen Zahnstochern regelrecht gespickt. Es mussten Hunderte sein.

Johnny wimmerte, als er begriff, was Sache war. Sein Entführer wollte ihn bei lebendigem Leib verbrennen, indem er die Zahnstocher anzündete, die wiederum *ihn* anzünden würden, sobald

sie sich bis auf die Haut heruntergebrannt hatten. Denn die, roch er, waren mit Öl getränkt worden.

In seiner Todesgeschichte hatte er genau diese Todesart beschrieben.

Er brüllte gegen den Knebel an, als ihm bewusst wurde, dass sich hier niemand mit ihm einen Scherz erlaubte, sondern dass er sterben würde. Aber wer um alles in der Welt tat ihm so was an?

Er versuchte, seine Umgebung zu erkennen. Der Baum, an dem er hing, stand auf einer kleinen Lichtung – wo? –, die vom Licht des Vollmonds beschienen wurde. Unter den umstehenden Bäumen war alles finster. Halt! Da bewegte sich ein Schatten. Johnny versuchte, die Person zu erkennen, die auf ihn zukam. Doch er sah nur ein unförmiges, massiges Ding, das gebeugt näher schlich.

War das Penny? Konnte das Penny sein, die Studentin, über die nicht nur er sich wegen ihrer extremen Fettleibigkeit lustig gemacht hatte? Nein. Oder falls doch, musste sie einen Komplizen haben, denn sie konnte Johnny wohl kaum allein vom Campus bis zu irgendeinem Wagen geschleppt und hier aufgehängt haben.

Er brüllte wieder, aber durch den Knebel war nur ein dumpfes Stöhnen zu hören. Das Ding kam näher. Johnny erkannte, dass die Person sich einen schwarzen, sackähnlichen Umhang übergeworfen und eine schwarze Henkersmaske aus Stoff über den Kopf gezogen hatte. Also war es doch Penny.

»Hmhm, hm hm hm hmmm!«, versuchte er zu artikulieren, dass ihm leidtat, wie abfällig er sie behandelt und wie sehr er sie gehänselt hatte. Gar nicht zu reden von dem üblen Streich, den er ihr vor wenigen Tagen gespielt hatte.

Unter der Kapuze erklang eine Reihe von heiseren Lauten, die wie ein bösesartiges Kichern wirkten. Die Gestalt machte eine Bewegung. Eine Flamme leuchtete auf.

»Hmmm!«, heulte Johnny sein Nein heraus. Vergeblich. So wie er mit Penny keine Gnade gekannt hatte, kannte sie keine mit ihm.

Sie kam näher, langsam, damit seine Angst verlängert wurde. Eine Armeslänge vor ihm blieb sie stehen und hielt die Flamme zur Seite. Johnny erkannte zwei stechende Augen, die goldfarben leuchteten. Das waren nicht Pennys Augen.

Ihm blieb keine Zeit, länger darüber nachzudenken. Das Ding fuhr mit einer zärtlich wirkenden Geste mit der Flamme über die Zahnstocher in seiner Haut. Allein die Berührung ließ ihn vor Schmerzen brüllen. Doch dieser Schmerz verblasste, als die Hitze ihn einhüllte und die Flammen in wenigen Sekunden seine Haut in Brand steckten. Das Letzte, was er wahrnahm, war der Geruch seines eigenen brennenden Fleisches, ehe der Tod gnädig sein Leiden beendete.

\*\*\*

Kevin Bennett blickte auf die Monitore der Überwachungskameras, die die Umgebung seines Hauses am Rand des Cuyahoga Valley National Parks rundherum im 360-Grad-Winkel lückenlos im Visier hatten. Draußen war es dunkel. Nur der Vollmond spendete Licht. Für menschliche Augen wäre das gerade ausreichend gewesen. Kevins Augen wurden sogar durch die Kameraübertragung geblendet. Er kniff sie zusammen und beobachtete eine Weile die Umgebung. Weit und breit war kein Mensch zu sehen. Gut. Denn das, was gleich geschehen würde, war nichts für Menschaugen.

Er ging ins Wohnzimmer. Sieben junge Leute sahen ihm mit sichtbar gemischten Gefühlen entgegen. Sheila wirkte entschlossen. Fiona blickte ausgesprochen missmutig drein, Ally verbittert. Kim wirkte unsicher. Und Mandy machte ein Gesicht, als würde sie jeden Moment anfangen zu weinen. Chris hockte wie ein Häufchen Elend in einem Sessel. Nur Patrick konnte das Ereignis kaum erwarten und ging unruhig auf und ab.

Alle waren nackt und hatten sich Decken oder Handtücher umgehängt, um ihre Blöße zu verbergen. Auch Kevin hatte seine Kleidung abgelegt und sich ein Badehandtuch um die Hüften ge-

bunden. Er fühlte sich nackt nur in intimen Situationen wohl. Halb nackt vor anderen herumzulaufen, machte ihn verlegen. Besonders da fünf von ihnen junge Frauen und alle nur halb so alt waren wie er. Aber das Schicksal hatte sie nun mal zusammengeschweißt. Sie mussten zusammenhalten und eine funktionierende Familie bilden, wenn sie überleben wollten.

»Seid ihr bereit?«

»Schon lange. Wir warten nur darauf, dass du endlich mal in die Gänge kommst.« Patrick blickte ihn herausfordernd an.

Kevin hielt dem Blick stand, bis der junge Mann zur Seite sah. Patrick ließ kaum eine Gelegenheit aus, ihn herauszufordern oder ihn mit aufsässigem Verhalten zu provozieren. Irgendwann würde das nachlassen, sobald der Junge sich an seine Stellung als Zweiter in der Gemeinschaft gewöhnt hatte. Doch das konnte dauern.

Sheila nickte. Die anderen ebenfalls. Nur Mandy schüttelte den Kopf.

»Ich will nicht. Aber dieses verdammte Mondlicht drängt mich dazu.« Sie brach in Tränen aus.

Sheila nahm ihre asiatischstämmige Freundin in die Arme und streichelte ihren Rücken. »Wir schaffen das. Nicht lange, dann haben wir uns daran gewöhnt. Hey, wir zwei sind angehende Biologinnen. Wir können durch unsere Nemesis Feldforschungen betreiben, von denen die anderen nur träumen.«

*Unsere Nemesis.* Äußerst treffende Umschreibung für das, was mit ihnen allen vor vier Wochen passiert war. Er fragte sich allerdings, was er – was irgendeiner von ihnen verbochen hatte, um den Zorn der Götter in Form eines so entsetzlichen Fluches auf sich zu laden.

»Brechen wir auf«, entschied er.

Er öffnete die Tür zu dem fensterlosen Raum neben dem Wohnzimmer, legte widerstrebend das Handtuch ab und betätigte den Schalter, der die Jalousie vor dem Panoramafenster der Terrasse hinter dem Haus öffnete. Das Mondlicht flutete herein. Tapfer trat er in den Lichtstrahl und wappnete sich gegen das,

was folgte.

Kaum hatte das Mondlicht seine Füße berührt, als ein Kribbeln wie ein Stromstoß seinen gesamten Körper durchlief. Er spürte, wie sein Blut schneller zu pulsieren begann, als der Mond den schlafenden Keim in ihm aktivierte. Seine Knochen knirschten und begannen sich zu verformen. Er ließ sich ergeben auf allen Vieren nieder, befahl seinem Körper, sich zu entspannen – nicht, dass das allzu gut funktioniert hätte – und ergab sich der Verwandlung.

Fell spross aus seiner Haut und bedeckte innerhalb weniger Sekunden seinen gesamten Körper. Gleichzeitig wuchs ein buschiger Schwanz aus seinem Hinterteil, wurden Hände und Füße zu krallenbewehrten Pfoten. Sein Gesicht formte sich zu einem Wolfsschädel. Das Ganze dauerte ungefähr eine Minute und wäre unter normalen Umständen äußerst schmerzhaft gewesen. Aber Sam Tyler, eine Dämonin und trotzdem gute Freundin, die als menschliche Privatdetektivin in Cleveland lebte, hatte sie alle mit einem Zauber belegt, der die Verwandlung schmerzfrei machte. Ihrer Magie war auch der fensterlose Raum zu verdanken und dass das Haus, das ursprünglich nur eine Villa mit zwölf Zimmern gewesen war, in ein Apartmenthaus verwandelt worden war, in dem jeder von ihnen ein eigenes geräumiges Zimmer mit eigenem Badezimmer bewohnen konnte.

Kevin schüttelte sich, als er sich vollständig in einen Wolf verwandelt hatte, und blickte sich um. Auch die Verwandlung seiner jungen Rudelmitglieder war beendet.

*Dann wollen wir mal, Kinder. Kommt, der Wald wartet!*

Er bemühte sich, ihnen wenn schon keine Begeisterung, so doch eine gewisse Vorfreude auf die bevorstehende Jagd zu vermitteln. Auf die freute er sich tatsächlich, denn auch als Mensch jagte er gern. Leider ließ ihm sein Beruf als Detective beim Homicide Department selten die Zeit dazu. Deshalb begrüßte er es, wenigstens einmal im Monat an den drei Tagen des Vollmondes als Wolf jagen zu können.

Er lief in den fensterlosen Raum hinein und stieß die »Wolfs-

klappe« auf. Für einen Menschen, der sich bis zum Haus verirrt hatte, sah sie aus wie eine normale Hundeklappe für einen großen Hund. Jedoch war sie so schwer, dass nur die Kräfte eines Werwolfs sie bewegen konnten und kein Tier in der Lage war, durch sie ins Haus einzudringen. Und Sams Magie bewirkte, dass kein Mensch auf den Gedanken käme, bei ihnen einbrechen zu wollen.

Er blieb vor dem Haus stehen und sog die nächtliche Waldluft in seine Lungen, während er darauf wartete, dass die anderen ihm folgten. Sheila stellte sich an seine Seite. Sie nahm ihre Aufgabe als Alphawölfin trotz ihrer erst neunzehn Jahre sehr ernst. Erstaunlicherweise tat sie das auch in einem Bereich, der Kevin verlegen machte. Nach dem, was ihre Mentoren – selbst seit Jahrhunderten Werwölfe – ihnen zu diesem Thema erklärt hatten, folgten Werwölfe noch mehr als ihre tierischen Geschwister dem Instinkt, dass innerhalb des Rudels der Rudelführer und die Alphawölfin ein Paar bildeten.

Wahrscheinlich war das der Grund, warum Sheila seine Nähe suchte. Sie konnte sich kaum in ihn verliebt haben. Mal abgesehen davon, dass sie sich erst vier Wochen kannten, war er mit seinen einundvierzig Jahren mehr als doppelt so alt wie sie. Dazu kam, dass er selbst als jüngerer Mann nicht derart umwerfend ausgesehen hatte, dass die Mädchen auf ihn geflogen waren. Seine Jahre als Cop hatten auch nicht für ein besseres Aussehen gesorgt. Die Nachtschichten, die überstandenen Gefahren, das Elend und die üblen Dinge, die er gesehen hatte, hatten ihre Spuren hinterlassen. Seit er ein Werwolf war, fühlte er sich so vital und energiegeladen wie noch nie; seine Gesichtshaut wirkte auch straffer. Aber er sah dadurch natürlich nicht besser aus. Also war das, was Sheila an ihm anziehend fand, der pure wölfische Instinkt, weil er der Rudelführer war.

Er musste zugeben, dass er sie ebenfalls begehrenswert fand. Aber er würde diesem Begehren nicht nachgeben, nur weil sein Instinkt ihn dazu trieb. Er war ein Mensch, verdammt, und er hatte diese Existenz nicht freiwillig gewählt. Sie war ihm ebenso

aufgezwungen worden wie den anderen. Er würde seinen Instinkten in diesem Punkt ganz sicher nicht nachgeben. Das war er dem Menschen schuldig, der immer noch in ihm steckte und hoffentlich bleiben würde.

Die anderen hatten sich um ihn versammelt und blickten ihn erwartungsvoll an.

*Dann wollen wir mal sehen, wo wir unsere Abendessen auftreiben,* knurrte er. Dass er als Wolf mit seinen Rudelmitgliedern ebenso kommunizieren konnte wie als Mensch, war eine große Erleichterung. Für menschliche Ohren klangen die Worte nur wie das ganz normale Knurren, Fiepen, Winseln, Jaulen von Wölfen. Erstaunlicherweise konnten aber auch andere Anderswesen – wie die nichtmenschlichen Geschöpfe sich selbst als Sammelbegriff bezeichneten – sie verstehen. Zumindest Sam konnte das. Was vielleicht daran lag, dass sie Dämonin und mit besonderen Fähigkeiten ausgestattet war.

Er trabte los. Die anderen folgten ihm. Er hatte keinen Plan, was die bevorstehende Jagd betraf. Deshalb folgte er einfach seinem wölfischen Instinkt, der ihm von ferne die Witterung von Rehen zutrug. Brian Wolfheart und die drei anderen Hunkpapa-Werwölfe, die sich in den ersten Tagen nach seiner Entstehung um das junge Rudel gekümmert hatten, waren mit ihnen zwar zu Übungszwecken auf die Jagd gegangen; aber das war nur bedingt mit dem zu vergleichen, was ihnen bevorstand.

Da Kevins Rudelmitglieder keine geborenen Werwölfe waren, konnten sie sich noch nicht nach Belieben verwandeln und waren vom Licht des Mondes abhängig, um die Verwandlung einzuleiten, die so lange bestehen blieb, wie sie direkt dem Mondlicht ausgesetzt waren, und sei es nur mit einer Fingerkuppe. Aus diesem Grund verschlossen sie alle Fenster ihres Hauses mit lichtdichten Jalousien, damit sie wenigstens ein bisschen Kontrolle über ihre Verwandlung hatten.

Die Fähigkeit, sich nach Belieben zu verwandeln und selbst bei Vollmond menschliche Gestalt zu behalten oder sich bei Tag verwandeln zu können, würden sie erst erlangen, wenn sie sich

vollkommen mit ihrer werwölfischen Natur identifizierten, sie bedingungslos akzeptierten. Zumindest soweit es Kevin betraf, würde das wohl Jahrzehnte dauern. Er haderte mit seinem Schicksal und konnte sich nicht vorstellen, dass er sich jemals damit wohlfühlen würde, ein Werwolf zu sein. Obwohl Brian und auch Sam überzeugt waren, dass er das eines Tages tun würde.

Da zu der Zeit, in der Brian und die anderen hier gewesen waren, kein Vollmond geschienen hatte, konnten die vier alten Werwölfe dem jungen Rudel nur begrenzt beibringen, als Wölfe zu jagen. Sie hatten ihnen die Theorie erläutert und ihnen die effektivsten Jagdtechniken in ihren eigenen Wolfsgestalten vorgeführt. Doch erst heute war das Rudel in der Lage auszuprobieren, wie gut sie die Theorie in die Praxis umsetzen konnten.

Kevin spürte, wie das Jagdfieber vom ihm Besitz ergriff. Er hatte es schon damals empfunden, seit er das erste Mal auf die Jagd gegangen war. Jetzt als Wolf schien es ihn vollständig auszufüllen und nicht nur einen Teil seines Bewusstseins. Abgesehen davon, dass er Hunger hatte, weil er im Hinblick auf die bevorstehende Jagd auf das Abendessen verzichtet hatte, verspürte er einen nie gekannten Drang, Beute zu machen. Den Wunsch, seine Zähne in warmes Fleisch zu schlagen und rohes Fleisch und Blut zu schmecken. So sehr er auch versuchte, diese Regung zu unterdrücken, es gelang ihm nicht. Der Instinkt des Wolfs war zu stark in ihm.

Er witterte und folgte der Spur der Rehe. Als er ihnen näher kam, ließ deren Geruch ihm das Wasser im Maul zusammenlaufen. Sie waren nur wenige Hundert Yards entfernt. Er blieb stehen. Die anderen stoppten ebenfalls.

*Vorsichtig jetzt,* mahnte er. *Wir gehen vor, wie wir es geübt haben.*

Er hoffte, dass die anderen das ebenso verinnerlicht hatten wie er, sonst würde es heute keine Beute geben. Damit das nicht zu frustrierend für sein Rudel wurde, hatte er für den Fall beschlossen, dass sie ihren Hunger mit Fischen stillen würden. Der nächstgelegene Bach, der durch das Valley floss und den Cuyahoga River speiste, war nicht weit entfernt und enthielt reichlich

Fische.

Er blickte die anderen an. *Keiner ist gezwungen mitzumachen. Wer nicht will, folgt im Abstand oder wartet einfach hier.*

*Ich lasse mir doch keine Jagd entgehen*, betonte Patrick.

Kevin hatte nichts anderes von ihm erwartet.

*Ich bin dabei*. Sheila blickte ihn entschlossen an.

Er wusste, dass sie eigentlich nicht jagen wollte. Obwohl sie Biologie studierte, war Jagd definitiv nicht ihr Ding. Da sie aber die Alphawölfin war, fühlte sie sich verpflichtet, dieser Rolle gerecht zu werden.

*Ich versuche es mal*, entschied sich Chris. Er klang unsicher und unglücklich. *Bitte nicht böse sein, wenn ich es nicht kann.*

*Weichei!*, höhnte Patrick.

Kevin widerstand dem Impuls, ihn zurechtzuweisen. Chris musste sich selbst wehren oder klein begeben. So waren die Regeln im Rudel. Chris, der sowieso die Stellung des Omegawolfs innehatte und den untersten Platz in der Rangordnung belegte, zog Letzteres vor.

*Ich möchte hierbleiben*. Mandys Stimme war kaum mehr als ein Fiepen.

*Kein Problem*, versicherte Kevin.

Kim, Ally und Fiona sagten zwar nichts, aber ihre Körperhaltung signalisierte, dass sie mitkommen würden. Kevin schlich vorwärts und bemühte sich, keinen Laut zu verursachen. Zwar wehte ein leichter Wind, der die trockenen Blätter in den Büschen und Bäumen rascheln ließ und die Geräusche des Anschleichens übertönt hätte, aber er wollte von Anfang an trainieren, so lautlos zu gehen, wie es nur Wölfe konnten.

Nach einer Weile konnte er die Rehe sehen. Sie hatten sich auf einer Lichtung versammelt, um im Vollmondlicht zu äsen. Ein Geruch nach verkrustetem Blut und Eiter stieg ihm in die Nase. Eins der Rehe musste verletzt sein und die Wunde sich entzündet haben. Wie von einem Magnet angezogen folgte er dem Geruch.

Das Reh, ein noch vergleichsweise junges Tier, äste in der Mitte

des Rudels. Es stand auf drei Beinen und hatte das vierte angehoben. Für Kevins Werwolfaugen ragte deutlich sichtbar der gebrochene Knochen aus der Haut hervor. Das Tier würde ohnehin nicht mehr lange überleben mit einer solchen Verletzung. Er konnte bereits die beginnende Blutvergiftung riechen. Besser hätte es für den Anfang nicht kommen können. Das Reh war eine leichte Beute, da es kaum weglaufen konnte.

*Ausschwärmen*, befahl er so leise, dass sein Rudel ihn hören konnte, die Rehe aber nicht.

*Wozu?*, murrte Patrick ebenso leise. *Das ist doch kinderleicht.*

*Weil ich es so anordne. Los!* Er war Patricks Aufsässigkeit leid. Aber dies war nicht der richtige Moment, um ihn mal wieder nachhaltig in seine Schranken zu weisen.

Kevin schlich geduckt vorwärts, den Bauch beinahe am Boden. Sheila hielt sich an seiner Seite. Patrick schlich vorsichtig seitwärts, gefolgt von Fiona, während Chris, Kim und Ally zur anderen Seite schlichen, um die Beute einzukreisen. Patrick hatte natürlich recht, dass das in diesem Fall nicht notwendig war. Doch je mehr sie das Jagen übten, umso schneller waren sie ein eingespieltes Team. Da sie nur die drei Vollmondnächte zur Verfügung hatten, in denen sie das in Wolfsgestalt trainieren konnten, mussten sie jede Gelegenheit nutzen.

Er wartete, bis er sah, dass die anderen in Position waren. Die Rehe hatten noch nichts von der drohenden Gefahr bemerkt, die auf sie zukam, und ästen friedlich weiter.

*Los!*

Kevin sprang auf die Lichtung, gefolgt von Sheila. Die anderen rannten von zwei Seiten ebenfalls auf die Lichtung, sodass die Rehe von drei Seiten von Wölfen angegriffen wurden. Es blieb ihnen nur ein einziger Fluchtweg. Genau das war beabsichtigt, denn ein Rehrudel, das in Panik im Kreis lief, weil es keinen Ausweg sah, konnte gefährlich werden. Auch Rehhufe waren gefährliche Waffen und konnten einen normalen Wolf töten. Zwar würden Werwölfe selbst einen gebrochenen Schädel überleben, aber sie mussten die Schmerzen aushalten, die eine solche

Verletzung und Verletzungen generell mit sich brachten. Wozu sollten sie das riskieren, wenn es sich mit ein bisschen Vorsicht vermeiden ließ?

Kevin achtete nicht auf die fliehenden Rehe. Er konzentrierte sich ausschließlich auf das verletzte Tier. Das machte einen erschrockenen Satz, als die Wölfe aus dem Unterholz brachen, und versuchte, ebenso wie die anderen Rehe zu fliehen. Durch das gebrochene Bein war es natürlich nicht schnell genug. Als es versuchte, es instinktiv zu belasten, knickte es ein. Das Reh stürzte. Ehe es sich wieder auf die Beine kämpfen konnte, war Kevin heran. Seine Kiefer schlossen sich um die Kehle des Tieres. Seine Zähne rissen die Haut auf, und warmes Blut strömte in sein Maul. Es schmeckte köstlich und machte ihn beinahe trunken.

Mit einem kräftigen Biss brach er dem Reh das Genick und sog noch eine Weile das Blut in sich hinein, ehe er den Kadaver losließ und sich umsah. Sein Rudel stand um ihn herum und wartete auf das Signal zum Fressen. Mandy fehlte. Und auch Patrick war nicht dort, wo er hätte sein sollen. Kevin hielt nach ihm Ausschau. Patrick stand ein paar Yards abseits und hatte seine eigene Beute gemacht: ein kaum halbjähriges Kitz, das, wie Kevins Nase ihm verriet, vollkommen gesund und kräftig gewesen war.

Wut packte ihn. Das Reh, das er erlegt hatte, lieferte genug Fleisch für sie alle; genug, dass sie mehr als satt wurden. Es bestand keine Notwendigkeit, ein zweites Tier zu töten. Erst recht kein junges, völlig gesundes Tier. Patrick wollte nur wieder einmal sein eigenes Süppchen kochen.

Grollend stürzte er sich auf ihn, packte ihn im Genick und riss ihn von dem Kadaver weg.

*Verdammt noch mal, was soll das? Ich habe keine zweite Tötung gestattet. Und ein gesundes Tier zu erlegen, obwohl es ein krankes gibt, das für uns alle reicht, ist gegen die Regeln.*

Patrick riss sich los und fuhr zu ihm herum, das Nackenfell gesträubt. *Scheiß auf die Regeln! Ich jage, wie ich es für richtig halte. Und ich habe die Schnauze voll, von dir ständig rumkommandiert zu werden.*

Die alte Leier. Aber Kevin hatte nicht vor, ihn damit durchkommen zu lassen, denn Patrick forderte ihn wieder einmal als Rudelführer heraus. Vielleicht lag es an dem Blut, das er getrunken und das seine wölfischen Instinkte noch stärker geweckt hatte, aber er empfand eine maßlose Wut über Patricks Unverschämtheit.

Er stürzte sich knurrend auf den jungen Wolf. Obwohl Patrick genau das provoziert hatte, hatte er nicht damit gerechnet, dass Kevin ihn so vehement angreifen würde. Außerdem hatte er nicht damit gerechnet, dass er, statt auf seine Kehle zu zielen oder zu versuchen, ihn auf den Rücken zu werfen, ihn stattdessen im Genick packte und ihn durchschüttelte wie einen Welpen. So heftig, dass Patrick vor Schmerz jaulte. Kevin hatte nicht vor, ihn zu schonen. Er schleuderte ihn zur Seite und war über ihm, noch ehe er wieder auf die Beine kommen konnte. Ein kräftiger Stoß warf ihn auf den Rücken, und Kevin schnappte nach seiner Kehle, hielt fest, drückte zu.

*Du wirst mir gehorchen, Patrick, knurrte er und drückte dessen Kehle noch ein Stück weiter zu. Und zwar aufs Wort, sofern es Rudelangelegenheiten und unsere Regeln betrifft. Wenn dir das nicht passt, packst du gleich morgen deine Sachen und verschwindest aus unserem Territorium. In welchem Fall ich die Wächter informieren werde, die sich dann um dich kümmern.*

Da die für ihr Rudel zuständigen Wächter Hunkpapa-Sioux waren und Patrick mit ihnen deswegen nicht gut klargekommen war, tat diese Drohung ihre Wirkung.

*Schon gut, Vin.*

Kevin ließ ihn los und funkelte ihn kalt an. *Das Reh, das du getötet hast, wirst du nicht anrühren. Verstanden?*

Er unterstrich das mit einem letzten Knurren, ehe er sich abwandte, das von Patrick erlegte Reh schnappte und zu dem anderen Kadaver schleifte, um den sich die anderen versammelt hatten. Sie blickten ihm unsicher entgegen. Er warf den Kopf zurück und heulte.

Wie er erwartet hatte, stimmten die anderen darin ein. Das Ri-

tual des gemeinsamen Heulens praktizierten sie jeden Abend auch in ihrer menschlichen Gestalt. Kevin hatte es eingeführt, um das Zusammengehörigkeitsgefühl des Rudels zu stärken. Jeden Abend versammelten sie sich im Wohnzimmer, nannten ihre Namen mit dem Namenszusatz »Cleveland« als gemeinsamen Familiennamen, und knüpften einen Knoten in ein Stück Bindfaden zur Bekräftigung ihres Bundes und heulten gemeinsam. Kim hatte die Knotenschnüre zu einem Kunstwerk zu formen begonnen, indem sie sie auf eine Schnur aufzog und diese auf eine Leinwand klebte, auf der sie das Rudel porträtiert hatte – als Menschen, über deren Köpfen der Schatten eines Wolfskopfes schwebte. Zwar würde dieses Bild eines Tages vollständig mit Knotenschnüren bedeckt sein, doch gerade das machte das Besondere aus.

Jetzt hatte das Heulen den zusätzlichen Effekt, dass die Lage sich entspannte und die Unsicherheit der anderen ihm gegenüber verschwand. Als der letzte Ton verklungen war, schlug Kevin seine Zähne in den Kadaver und riss ein Stück Fleisch aus der Flanke des Rehs, das er erlegt hatte. Er riss die Bauchdecke auf und wühlte sich buchstäblich bis zur Leber durch, die er mit einem Biss abtrennte und herauszog. Die rohe Leber, noch warm und blutig, schmeckte so köstlich, dass er glaubte, noch nie etwas Besseres gegessen zu haben. Am liebsten hätte er sie in einem Stück hinuntergeschlungen.

Doch er war der Rudelführer. Obwohl ihm die leckersten Bissen nach dem Rudelgesetz zustanden, war es seine oberste Aufgabe, für sein Rudel zu sorgen und darauf zu achten, dass alle zu ihrem Recht kamen. Er hielt die Hälfte der Leber Sheila hin, die nach einer Weile des Zögerns begonnen hatte, neben ihm vorsichtig zu fressen, als fürchtete sie, dass er sie vom Kadaver vertreiben könnte. Sie zögerte wieder und blickte ihn unsicher an.

*Nimm.* Er hielt die Leber näher an ihre Schnauze.

Sie nahm sie ihm ab, wobei sie mit der Zunge seine Schnauze berührte. Die Berührung sandte ein elektrisierendes Kribbeln durch seinen ganzen Körper.

*Danke, Vin.* Sie schlang sie mit sichtbarem Genuss hinunter und leckte sich anschließend die Lefzen.

Er schnappte ein größeres Stück Muskelfleisch und legte sich ein Stück abseits ins Gras. *Na los, Kinder. Lasst es euch schmecken.*

Instinktbedingt hatten die anderen auf dieses Signal gewartet, denn der Rudelführer und die Alphawölfin besaßen das Vorrecht, als Erste zu fressen und sich die besten Bissen zu nehmen. Patrick schubste Chris rüde zur Seite, als der sich ein Stück Keule sichern wollte.

*Du wartest gefälligst, bis ich fertig bin.*

Chris seufzte und legte sich ein Stück abseits ins Gras. Er war nicht der Typ, der kämpfte. An der Uni wurde er von einigen Kommilitonen herumgeschubst, zu denen auch Patrick gehört hatte, bis er kürzlich von der Uni geflogen war, weil er einen Kommilitonen angegriffen hatte. Chris hatte die Strategie, sich unauffällig zu verhalten, aus dieser Not heraus zur Perfektion entwickelt. Patrick hackte aber nach wie vor bei jeder sich bietenden Gelegenheit auf ihm herum. Chris gab sich große Mühe, ihm so weit wie möglich aus dem Weg zu gehen.

Mandy kam zögerlich angeschlichen und blieb ein gutes Stück abseits der anderen stehen. Beobachtete, wie sie fraßen. Als Chris sich schließlich an den Kadaver traute, nachdem Patrick sich satt gefressen hatte und auch die Wölfinnen sich zurückgezogen hatten, kam sie näher und leckte vorsichtig über das rohe Fleisch. Ein zweites Mal. Dann, als wäre ein Damm in ihr gebrochen, begann sie exzessiv, das Blut vom Fleisch zu lecken. Sekunden später hielt sie inne, trat zurück und heulte. Es klang herzerzerrend.

Kevin, der immer noch mit Genuss an seinem Stück Fleisch kaute, ging zu ihr und stieß sie sanft mit der Schnauze an. Sie warf ihm einen Blick zu, in dem sich so viel Leid spiegelte, dass es ihm ins Herz schnitt.

*Was ist bloß aus uns geworden? Bestien, die rohes Fleisch fressen wie ...*

*Tiere,* ergänzte er. *Ja, Mandy, unsere Körper können Wolfsgestalt*

*annehmen. Aber wir bleiben immer noch Menschen – solange wir uns an die Regel halten und unserer Wolfsnatur nur im erlaubten Rahmen Raum geben. Aber das ist wiederum ganz natürlich und nichts, wofür wir uns schämen müssten. Erst recht nicht dafür, dass uns rohes Fleisch schmeckt. Wir sind beides, Menschen und Wölfe. Und beide Teile haben das Recht, von uns angemessen beachtet zu werden. Er stieß sie erneut an. Also genieße die Mahlzeit. Auch den köstlichen Geschmack des frischen Blutes.*

Er gab ihr einen weiteren aufmunternden Stups. Sie ging zögernd wieder zum Kadaver. Blickte zurück zu Kevin. Er nickte ihr zu. Mandy tat einen tiefen Atemzug. Dann biss sie in das Fleisch und riss ein Stück heraus. Kaute, schluckte. Biss ein zweites Stück ab und riss schließlich ein größeres Stück heraus, dem sie sich hungrig widmete.

*Na siehst du, geht doch. Also was sollte das Gejammer? Aus Patricks Kommentar klang die pure Verachtung.*

Kevin, der sich gerade wieder dem Rest seiner eigenen Mahlzeit widmen wollte, fuhr knurrend und mit gesträubtem Fell zu ihm herum. *Halt deine verdammte Lästerschnauze! Jeder von uns geht anders mit der Situation um. Du hast nicht das Recht, dich über die von uns lustig zu machen, die nicht so gut mit der Situation klar kommen wie du. Ich warne dich, Patrick. Du hast heute deinen Bonus an Aufsässigkeit und Unverschämtheit bis zum Limit ausgereizt.*

Patrick drehte sich wortlos um und trabte davon. Kevin verzichtete darauf, ihn zurückzuhalten. Der Junge war anstrengend und Kevin froh, wenn er sich nicht ständig mit ihm abgeben musste.

Bisher hatten sie ihre Rankämpfe ausschließlich in ihrer menschlichen Gestalt ausgefochten und auch nur ein einziges Mal als körperliche Auseinandersetzung; damals als Kevin durch das Drängen ihrer Mentoren zum Rudel gestoßen war, weil sie alle Opfer desselben Schwarzen Rudels waren. Patrick hatte sich nach der Vernichtung der verbrecherischen Dunkelwölfe zum Rudelführer aufgeschwungen und diese Stellung freiwillig nicht abgeben wollen. Also hatte Kevin sie ihm buchs-

täblich abgerungen. Das Rudel brauchte Stabilität und einen Rudelführer mit einer gefestigten Persönlichkeit. »Gefestigt« war aber so ziemlich das letzte Prädikat, das auf Patrick zutraf.

So sehr Kevin den jungen Mann einerseits auch verstehen konnte, so würde er trotzdem nicht dulden, dass er aus der Reihe tanzte. Patrick hatte ein Sportstipendium gehabt und hatte das Studium aufgeben müssen. Da er als Werwolf weitaus kräftiger und ausdauernder war als jeder Mensch, wäre diese außergewöhnliche Leistungsfähigkeit früher oder später aufgefallen. Und Patrick war der Letzte, der freiwillig zurückstecken und sein Licht unter den Scheffel stellen würde. Irgendwann hätte er sich nicht mehr beherrschen können, seine ungewöhnlichen Fähigkeiten eingesetzt und dadurch unerwünschte Aufmerksamkeit erregt.

Deshalb hatte er seinen besten Freund und Kommilitonen angegriffen und schwer verletzt. Angeblich unter Drogeneinfluss, wofür er von der Uni geflogen war und sein Sportstipendium verloren hatte. Nicht nur, dass er das Stipendium zurückzahlen musste, was ein speziell für solche und andere Notfälle eingerichteter Hilfsfonds der Wächter übernommen hatte. Patrick hatte dadurch den Vertrag mit dem Footballteam verloren, den er schon fast in der Tasche gehabt hatte. Am Schlimmsten hatte ihn wohl aber getroffen, dass sein Vater vor Enttäuschung darüber den Kontakt zu ihm abgebrochen hatte.

Kevin hatte mit ihm in seiner Eigenschaft als Cop, der angeblich den Fall bearbeitete, ein Gespräch zu führen versucht und war bei Connolly senior auf die sprichwörtliche irische Sturheit gestoßen. Sein Sohn hätte sich entschieden, seine Karriere und seine gesamte Zukunft zu zerstören, indem er Drogen nahm und obendrein jemanden dadurch schwer verletzte. Einen solchen Menschen konnte und wollte John Connolly nicht länger Sohn nennen.

Genau genommen war Patricks Manöver brilliant gewesen. Da jeder wusste, dass er freiwillig niemals sein Studium aufgeben hätte, hatte er den Rauswurf absichtlich provoziert. Damit hatte

er aber weitaus mehr aufgegeben als nur seine Karriere und seine Zukunft als angehender Footballstar. Auch seine Träume lagen in Trümmern. Und egal wie sehr er versuchte vorzugeben, dass ihn das nicht besonders berührte, Kevin wusste, dass er darunter litt. Das entschuldigte aber keineswegs sein unmögliches Benehmen.

Er blendete die unerfreulichen Gedanken an Patrick aus und vertilgte den Rest seiner Mahlzeit. Sie schmeckte mit jedem Bissen besser. Bei näherer Betrachtung hatte das Wolfsein doch ein paar durchaus angenehme Momente.

\*\*\*

*Montag, 5. Oktober*

Penny Langston richtete sich mühsam auf und starrte auf die ihrem Bett gegenüberliegende Wand. Sie war schon wieder mal eingeschlafen. Dabei hatte sie sich gestern Abend doch nur ein paar Minuten ausruhen wollen, weil sie noch hatte lernen wollen. Sollen. Gemusst hätte. Aber sie war so müde gewesen; wie so oft in letzter Zeit. Wahrscheinlich – nein bestimmt sogar litt sie unter Stress. Der lag jedoch nicht am Studium selbst. Sie lern-te gern, denn das fiel ihr normalerweise leicht. Aber das Leben an der Uni machte ihr keinen Spaß mehr.

Schuld war Lara Ackerman. Na ja, wenn man es ganz genau nahm, trug Penny auch ein gewisses Maß an Verantwortung daran. Sie hatte schon seit Jahren die unschöne Angewohnheit, ihren Kummer in sich hineinzufressen, und zwar in rauen Mengen. Schokolade, Eiscreme, Kuchen waren ihre bevorzugten Seelentröster. Als vorhersehbare Folge war sie nicht nur dick geworden, sondern fett. Dass sie dadurch eine Zielscheibe für Spott war, hatte sie erwartet und konnte ihn meistens ignorieren.

Bis Lara aufgetaucht war, jüngste Tochter eines Bankmanagers und nicht nur verwöhnt, sondern wahrscheinlich durch das ständige Verwöhnen charakterlich verdorben. Zumindest Penny war

noch nie zuvor jemandem mit einer dermaßen boshaften, beinahe schon bösartigen Ader begegnet. Lara machte sich einen Spaß daraus, Penny zu demütigen und ihre umfangreiche Clique ebenfalls dazu anzustiften. Hänseleien über ihre Figur, ihre Kleidung von der Stange, ihre Frisur, ihre Unsportlichkeit – obwohl Penny ein ärztliches Attest hatte, das sie vom Sport befreite – Lara fand hundert Dinge, um ihr das Leben zur Hölle zu machen.

Und ihre Freundinnen und Freunde wetteiferten mit ihr darin, um sich bei ihr Liebkind zu machen. Die jüngste Gemeinheit hatte sich Johnny Thunderdrum geleistet, ein Stipendiat, der von den Irokesen abstammte und alles tat, um von seinen weißen Kommilitonen akzeptiert zu werden. Letztendlich hatte Lara auch mit ihm ein übles Spiel getrieben. Da er selbst auch nicht gerade das beste Aussehen besaß, hatte Penny sich zunächst nichts dabei gedacht, dass Johnny begonnen hatte, ihr schöne Augen zu machen. Er war nett; das dachte sie zumindest.

Bis zu dem Tag, an dem er sie überredet hatte, mit ihm zum Rivergate Park zwischen British Street und Columbus Road zu fahren. Der Park – eigentlich ein verwildertes Gelände, das zu einem Industriegebiet gehörte – grenzte direkt an den Cuyahoga River. Dort hatte Johnny angeblich das Nest einer seltenen Vogelart entdeckt, das er ihr zeigen wollte. Pennys Biologenherz hatte bei der Aussicht, vielleicht eine ungewöhnliche Entdeckung zu machen, höher geschlagen. Sie war mit ihm gegangen, weil sie ihm vertraut hatte.

Doch dann war der Tag zu ihrem schlimmsten Albtraum geworden. Johnny hatte sie bis zum Ufer gelockt und behauptet, das Nest wäre in dem Bereich eines halb über das Wasser ragenden Baums, den sie nur erreichen konnte, wenn sie sich weit genug vorbeugte. Kaum hatte sie das getan, hatte er sie ins Wasser gestoßen und gelacht. Damit nicht genug hatte er ihre verzweifelten Versuche, wieder aus dem Wasser zu kommen, mit dem Handy aufgenommen und die Bilder ins Uni-Netzwerk gestellt. Jeder hatte sie gesehen, und nicht nur Laras Clique hatte über sie

gelacht. Zwar waren die Bilder von der Administration wieder gelöscht worden und Johnny hatte eine Abmahnung kassiert, aber sie kursierten immer noch unter der Hand, weil etliche Kommilitonen sie schon kopiert hatten. Seitdem verließ Penny ihr Apartment nur noch, um zu ihren Kursen zu gehen. Sie besuchte nicht einmal mehr die Mensa, sondern besorgte sich ihr Essen im Supermarkt: Kekse, Chips, Schokolade ...

Es hatte sie zwar mit ungemeiner Schadenfreude erfüllt, aber wenig getröstet, dass Lara Johnny ebenso ausgelacht hatte, als er glaubte, die entsetzliche Demütigung, die er Penny zugefügt hatte, würde ihn nun zu einem Mitglied von Laras Clique machen. Sie hatte ihn sauber abserviert und ihn ebenso gedemütigt, wie er Penny gedemütigt hatte. Johnny hatte danach zwar versucht, sich bei ihr zu entschuldigen, aber Penny hatte die Entschuldigung nicht angenommen, da sie ihr unaufrichtig erschien. Sie hatte immer noch eine Mordswut auf Johnny, Lara und all die anderen.

Wahrscheinlich war das der Grund, warum sie von ihm geträumt hatte. Allerdings nichts Gutes. In ihrem Traum hatte sie gesehen, wie er nackt an einem Baum hing, wie ein Igel mit ölgetränkten Zahnstochern gespickt, und diese Zahnstocher angezündet worden waren. Johnny war einen qualvollen Tod gestorben. Ein Teil von ihr gönnte ihm den vollen Schadenfreude; ihr zivilisierterer Teil entsetzte sich darüber, denn so einen Tod hatte kein Mensch verdient. Zumindest nicht Johnny.

Sie fuhr zusammen, als es an der Tür klopfte. Es war das erste Mal, dass jemand an ihre Tür klopfte, seit Johnny nicht mehr willkommen war. Penny fühlte ihr Herz bis zum Hals schlagen und den vertrauten Eisklumpen der Angst im Magen. Sie merkte, dass sie zitterte. Wer immer vor ihrer Tür stand, er konnte nichts Gutes wollen. Hoffentlich würde er verschwinden, wenn Penny sich nicht rührte und tat, als wäre sie nicht da.

Doch so schnell ließ sich der frühe Besucher nicht abwimmeln. Er klopfte erneut. »Penny?«

Sie zuckte noch heftiger zusammen beim Klang der Männer-

stimme, die ihr unbekannt vorkam. Ihr Zittern verstärkte sich.

»Ist alles in Ordnung? Hier ist Josh Greenwood. Aus dem Genetikkurs. Der Unterricht beginnt in zehn Minuten.«

Penny kamen die Tränen. Josh war neu an der Uni, erst zu Semesterbeginn von Iowa zugezogen. Er gehörte zu den gut aussehenden, vom Glück begünstigten Jungen, der mit einer wie Penny garantiert nur Böses im Sinn hatte. Besonders da Lara hinter ihm her war. Seltsamerweise beachtete er sie nicht.

»Komm schon, Penny, antworte mir. Bitte. Ich weiß, dass du da bist.«

»Geh weg!« Sie hatte nicht antworten wollen, aber das war ihr herausgerutscht.

»Du klingst nicht gut, Penny. Bist du krank? Ich bleibe vor deiner Tür stehen, bis du rauskommst.«

Oh Gott, bloß das nicht. Wenn Lara das sah ... Sie würde das zum Anlass für neue Gemeinheiten nehmen. Aber dafür brauchte das Biest sowieso keinen Anlass. Penny stand vom Bett auf und stellte fest, dass sie noch ihre Kleidung von gestern trug. Bestimmt sah sie furchtbar aus. Okay, das würde Josh ganz schnell vertreiben. Sie öffnete die Tür. Nur einen Spalt.

Tatsächlich war der junge Mann, der davor stand, Josh. Mit dem Gesicht eines Engels, dem Körper eines Models, kastanienfarbenen Locken und Augen so blau und tief wie das Meer. Kein Wunder, dass nicht nur Lara hinter ihm her war, sondern nahezu jede andere Frau auch.

»Geh weg«, wiederholte sie.

Er schüttelte den Kopf. »Nicht ohne dich.« Er sah sie ernst an. »Hey, ich finde es ganz mies, was Lara und ihre Gang von Hohlköpfen mit dir gemacht haben. Ich werde dich zum Unterricht begleiten. Wenn du erlaubst. Dann trauen die sich nicht, dich zu drangsaliieren.«

Penny konnte nicht verhindern, dass ihr die Tränen kamen. »Du bist gemein!« Sie knallte die Tür zu.

»Hey, ich will dir doch nichts Böses, Penny. Ich bin nicht Johnny. Ich meine es aufrichtig. Du musst nicht mit mir gehen, aber

ich werde hierbleiben, bis du rauskommst, und in deiner Nähe bleiben.«

»Das ist doch bloß wieder so eine Gemeinheit, die sich Lara ausgedacht hat! Haltet ihr mich für so blöd, dass ich darauf reinfalle? Verschwinde!«

Stille, die nur von Pennys Schluchzen unterbrochen wurde. Dann Joshs leise Stimme.

»Es tut mir so leid, was sie mit dir gemacht haben, Penny. Aber ich schwöre dir, dass ich keine Hintergedanken habe. Erst recht bin ich nicht Laras Handlanger. Da, wo ich herkomme, behandelt man Menschen nicht so mies. Also komm. Die Stunde fängt gleich an.«

Sie antwortete ihm nicht, sondern ging ins Bad. Sie hatte sich sowieso angewöhnt, immer etwas später zur Stunde zu erscheinen, wenn der jeweilige Dozent schon im Hörsaal war. In seiner Anwesenheit traute sich niemand, sie zu beleidigen oder ihr vor seinen Augen Streiche zu spielen. Außerdem setzte sie sich immer in die hinterste Reihe, dass niemand sie sehen konnte, ohne sich nach ihr umzudrehen. Der Platz gab ihr auch die Gelegenheit, am Ende der Vorlesung zu verschwinden, bevor jemand bemerkte, dass sie da war.

Sie machte sich frisch, fand, dass sie furchtbar aussah – wie immer – und packte ihre Sachen zusammen, die sie für den Unterricht brauchte. Als sie ihr Zimmer verließ, fuhr sie erschreckt zusammen. Josh stand neben der Tür an die Wand gelehnt und wartete auf sie. Er lächelte. Penny fühlte, wie sein Lächeln ihr Herz erwärmte. Aber diese Wärme wurde sofort von der Angst, der Gewissheit erstickt, dass das nur ein falsches Lächeln sein konnte. Ein Mann wie er würde sich niemals mit einer Frau wie ihr ergeben. Tat er es doch, plante er Übles.

»Warum lässt du mich nicht in Ruhe?« Ihre Stimme war nur ein Flüstern. Wieder kamen ihr die Tränen.

»Weil ich nicht mehr gewillt bin zuzusehen, wie die anderen auf dir herumhacken, Penny. Ich schwöre dir, ich habe keine Hintergedanken. Ich will dir einfach nur helfen.«

»Warum solltest du das tun? Ich bin doch viel zu hässlich. Dann lachen sie auch über dich.«

Er schüttelte den Kopf. »Ich sehe nicht auf das Äußere eines Menschen, sondern in seine Seele. Und du hast eine sehr schöne Seele. Gehen wir?«

Penny wollte nicht, dass er sie begleitete, aber der Blick seiner blauen Augen vermittelte ihr ein Gefühl von Zuversicht. Sie ging einfach los und überließ es ihm, ihr zu folgen. Josh ging nicht nur an ihrer Seite, er hielt ihr auch die Tür auf, was Penny verlegen machte. Doch es kam noch schlimmer, denn genau in diesem Moment kam Lara Ackerman angerauscht mit ihrem Tross von Speichelleckern. Erst wurden ihre Augen groß, dann nahm ihr Gesicht einen gemeinen Ausdruck an. Penny wäre am liebsten im Boden versunken.

»Josh! Ich bin erstaunt. Bis jetzt hatte ich von dir den Eindruck, dass du wenigstens ein Mindestmaß an Geschmack besitzt. Jetzt kommen mir aber erhebliche Zweifel.« Sie maß Penny mit einem verächtlichen Blick von oben bis unten. »Oder ist es neuerdings angesagt, sich mit Fettsäcken zu schmücken?« Lara lachte, und die Speichellecker lachten pflichtschuldig mit.

Penny empfand einen solchen Hass auf Lara, dass sie ihr wünschte, sie möge tot umfallen – nachdem sie die schlimmste nur mögliche Todesart erlitten hätte, die ein Mensch sich ausdenken konnte. Josh ergriff Pennys Hand und drückte sie tröstend.

»Ach weißt du, Lara, wenn du glaubst, dass du gut aussiehst, hast du dich getäuscht. Deine Seele ist so hässlich, dass mir dein Anblick wehtut.«

Er blickte Penny an und lächelte. Zog sie weiter, weg von Lara, die ihm ein schrilles »Du Mistker!« hinterher rief. Penny trottete an seiner Seite, tödlich verlegen, weil Josh immer noch ihre Hand hielt. Doch das fühlte sich so gut an, dass sie es nicht fertigbrachte, sie ihm zu entreißen.

»Penny, lass nicht zu, dass Menschen wie Lara dich verletzen. Die sind es nicht wert, dass du deswegen traurig bist.«

»Du hast gut reden. Dich verachten sie ja nicht.« Sie riss sich nun doch von ihm los, blieb stehen und blickte ihn wütend an.  
»Was willst du eigentlich von mir, Josh?«

Er blickte sie ernst an. *Von dir – gar nichts. Ich möchte dir helfen. Und ich hoffe, dass du mich lässt.*« Er nahm erneut ihre Hand und ging mit ihr zur Vorlesung.

\*\*\*

»Guten Morgen, Vin.« Ronan Kerry betrat das Büro, das er sich mit Kevin teilte. »Wie war die Jagd?«

»Morgen, Ronan. Sie war erfolgreich. Danke der Nachfrage. Wir sind alle satt geworden.« Wieso sagten immer mehr Leute »Vin« zu ihm, seit er ein Werwolf war? Selbst Leute, die davon gar nichts wussten, gingen neuerdings dazu über, die Abkürzung zu benutzen. Er musste allerdings zugeben, dass die nicht schlecht klang. Und sich auch nicht schlecht anfühlte.

Ronan setzte sich an seinen Schreibtisch und schaltete den Computer ein. Während der hochbootete, blickte er Kevin erwartungsvoll an. »Ich gebe zu, ich bin neugierig.«

»Was du nicht sagst.«

»Wie war es letzte Nacht? Wenn du mir das erzählen magst. Wenn nicht, ist das okay. Ist immerhin eine ziemlich intime Angelegenheit, könnte ich mir vorstellen.«

Das war es in der Tat, weshalb Kevin nicht vorhatte, zu sehr ins Detail zu gehen. Aber Ronan war nicht nur sein Partner, er war auch sein Freund. Erstaunlich, dass sich in den gut fünf Wochen, die sie sich erst kannten, schon eine so tiefe Freundschaft zwischen ihnen entwickelt hatte, dass Kevin ihm vertraute wie keinem anderen Menschen. Na ja, die Menschen in seiner Umgebung waren, was seine privaten Kontakte betraf, gegenwärtig extrem in der Minderheit. Und genau genommen war auch Ronan nur zur Hälfte ein Mensch. Seine Mutter war eine Dryade, eine Baumnymphe.

»Die Jagd war – befriedigend.«

Ronan grinste. »Es hat dir also Spaß gemacht. Kein Grund sich zu schämen, mein Freund. Das ist deine Natur.«

Kevin fand es immer wieder verwunderlich, dass Ronan diese Natur leichter akzeptieren konnte als er selbst. »Ja, hat es. Und danach ... Es gab ein paar Momente, die waren richtig – gut.«

»Das freut mich für dich, Vin. Dann wird es dir bald nichts mehr ausmachen, zu sein, was du bist.«

Er wünschte, er könnte Ronans Zuversicht teilen. Doch er fühlte sich von der Akzeptanz seiner »Natur« noch meilenweit entfernt. Bevor er antworten konnte, klingelte das Telefon auf Ronans Schreibtisch. Dem Signalton nach handelte es sich um einen internen Anruf.

»Kerry.« Einen Moment später schaltete er das Gespräch auf den Lautsprecher. Nicht dass das notwendig gewesen wäre, denn Kevins Gehör vernahm die Worte so deutlich, als stünde ihr Vorgesetzter Commander Owen Taggart neben ihm.

Aus dem Lautsprecher erklang dessen Stimme für ihn dagegen schmerzhaft laut. »... gemeldet. Muss eine ziemlich scheußlich zugerichtete Leiche sein. Hat sämtliche Cops vor Ort zum Kotzen gebracht. Die Jungs wiesen ausdrücklich darauf hin, dass ich Leute schicken soll, die einen stabilen Magen haben. Meinen Sie, Sie und Bennett schaffen das?«

»Klar, Sir. Wir sind doch die Spezialisten für scheußliche Fälle.«

Obwohl Ronan das hörbar als Scherz gemeint hatte, entsprach das der Wahrheit. Sie beide hatten sich im Laufe ihrer Dienstjahre bei der Mordermittlung ein dickes Fell angeschafft. Ronan hier in Cleveland, Kevin in Albuquerque, später im vergleichsweise ruhigen Carlsbad. Deshalb war Ronan bereits Lieutenant, obwohl er acht Jahre jünger war als Kevin, und lautete Kevins offizielle Begründung für sein Versetzungsgesuch nach Cleveland, dass er hier schneller Karriere machen konnte. Er war bereits Sergeant, wurde aber noch als Detective geführt, weil im Department erst in vierzehn Monaten eine Sergeantenstelle frei wurde. Seit er als Siebenjähriger hatte mit ansehen müssen, wie

ein hundsköpfiger Dämon, ein Kynokephalos, seine Eltern auf grausame Weise ermordet hatte, erschütterte ihn keine Leiche mehr, egal wie übel sie zugerichtet war.

Ronan legte den Hörer auf und nickte Kevin zu. »Du hast es gehört. Machen wir uns auf den Weg. Und, Vin«, Ronan hielt ihn am Arm zurück, als er den Raum verlassen wollte, »wenn du in irgendeiner Weise nicht klarkommst, egal warum, gib mir ein Zeichen und dann zieh dich zurück. Ich begründe das gegenüber anderen schon so, dass es verdammt glaubhaft klingt.«

»Danke. Aber ich denke, dass ich davon keinen Gebrauch machen muss.«

Immerhin hatte Brian Wolfheart ihn hart gedrillt, damit er den Alltag meistern konnte, und hätte weder ihn noch die anderen Rudelmitglieder für »flügge« erklärt, wenn sie gerade in dem Punkt nicht fit gewesen wären. Außerdem hatte er sich in den vergangenen Wochen schon ganz gut an den Alltag unter Menschen in der Großstadt gewöhnt. Und der Tatort, zu dem sie gleich fahren würden, war beileibe nicht sein erster, seit er zum Werwolf geworden war.

Sie verließen das Gebäude und fuhren zum Shaker Lakes Park, einem der bei Joggern beliebtesten Parks in Cleveland, der ausgedehnte Laufstrecken auswies. Auf einer Lichtung knapp zweihundert Yards vom South Park Boulevard und etwa ebenso weit vom Nature Center entfernt hatten Jogger die Leiche entdeckt.

Kevin roch sie bereits, als sie noch ungefähr eine Meile entfernt waren. Der Wind trug den Gestank nach verbranntem Fleisch mit sich. Und noch eine Menge anderer Gerüche.

»Männliche Leiche, mit einem Brandbeschleuniger angezündet. Öl für eine Duftlampe war das, glaube ich.«

Ronan warf ihm einen überraschten Blick zu. »Das riechst du auf diese Entfernung? Ich weiß, dass es für dich ein Fluch ist, Vin. Das wäre es für mich wahrscheinlich auch, wenn ich in deiner Haut stecken müsste. Aber du kannst nicht leugnen, dass deine neue Natur gewisse Vorteile mit sich bringt.« Er grinste. »Mir tun die Verbrecher irgendwie leid, die du verfolgst. Bei dei-

nem akkuraten Geruchssinn haben sie keine Chance zu entkommen.«

»Das dürfte auch der einzige Vorteil sein.«

Ronan antwortete nicht, aber sein Grinsen zeigte, dass er wusste, dass es noch andere Vorteile hatte. Wenn Kevin ehrlich war, konnte er das nicht leugnen. Nie wieder an herkömmlichen Krankheiten erkranken oder an Schussverletzungen sterben zu können, war ebenso vorteilhaft wie die überragende Körperkraft, über die er nun verfügte. Ob er es als Vorteil betrachten sollte, dass er nicht mehr alterte und »ewig« lebte, wenn er nicht durch einen Unfall oder eins der wenigen für Werwölfe tödliche Dinge starb, wusste er noch nicht. Im Moment empfand er das noch ebenso als Fluch wie sein ganzes Dasein als Werwolf. Schließlich zwang ihn diese relative Unsterblichkeit zu einem unsteten Nomadenleben mit immer nur ein paar Jahren – höchstens zehn – am selben Ort.

Ronan parkte den Wagen hinter dem von Dr. Monica Schuyler, der Rechtsmedizinerin. Dass sie sich selbst herbemüht hatte, sprach dafür, dass an dem Fall etwas Besonderes war.

»Morgen, Jungs«, begrüßte sie die beiden Männer und deutete auf die verkohlte Leiche, neben der sie hockte. Offenbar hatten die Tatortermittler die Spuren in deren unmittelbarer Nähe bereits gesichert. »Männliche Leiche, wie unschwer an der Form des Beckenknochens zu erkennen ist. Da es keine Rückstände von Kleidung gibt, muss er nackt gewesen sein, als er verbrannte. Und das hier«, sie hielt ein paar Zahnstocher hoch, »sind die Mordwerkzeuge.«

Kevin nahm von denen denselben intensiven Geruch von Lampenöl wahr, der ihm schon im Auto durch die Lüftungsschlitze entgegen geweht war.

»Man hat sie mit Duftöl getränkt«, Dr. Schuyler hielt sie ihm und Ronan unter die Nase, »sie zu Hunderten in den Körper des armen Teufels gesteckt und sie dann angezündet. Das Feuer hat auf den Körper übergreifen und ihn verbrannt. Ein paar sind aber vorher wieder abgefallen wie die hier.«

Ronan schüttelte den Kopf. »Da hat sich jemand verdammt viel Mühe gemacht. Das muss doch mindestens eine Stunde gedauert haben, um den ganzen Körper mit diesen Dingen zu spicken. Die Killer von heute lassen sich doch immer wieder was Neues einfallen.«

Monica Schuyler schüttelte ebenfalls den Kopf. »Das ist nichts Neues, sondern eine alte indianische Foltermethode. Meines Wissens wurde sie aber von den Apachen erfunden und ist bei den nördlichen Stämmen, die in dieser Gegend beheimatet waren und noch sind, nicht geläufig.«

Ronan sah sie aufmerksam an. »Sollen wir daraus schließen, dass der Mörder oder die Mörder Apachen sind?«

Schuyler lächelte liebenswürdig. »Daraus würd*ich* schließen, dass der oder die Täter sich im Internet über solche speziellen Mordmethoden schlaugemacht haben. Das dürfte das Wahrscheinlichste sein. Alles Weitere nach der Obduktion. Immerhin dürfte die Identifizierung nicht allzu lange dauern.« Sie deutete auf das linke Knie der Leiche, das klar erkennbar ein künstliches Gelenk besaß. »Diese Prothesen tragen Registriernummern. Sobald ich die freigelegt habe, weiß ich Minuten später, wem sie eingepflanzt wurde.«

Kevin blickte sich um. Der Tote war an den Händen an einem Baum aufgehängt worden. Verbrannte Reste der Fesseln befanden sich noch an seinen Handgelenken und am Ast eines Baumes. Er sog die Luft mit geblähten Nasenflügeln ein und runzelte die Stirn. Hier gab es einen Geruch, den er noch nie gerochen hatte. Es roch weder nach Mensch noch nach Pflanze, Tier oder Chemikalie. Auch nicht nach Dämon. Deren typischen Geruch kannte er von Sam sehr gut. Aber er war überall um die Stelle verteilt, an der die Leiche am Baum gehangen hatte und ein Stück entfernt. Dort war er besonders stark.

Er ging hinüber und blickte sich um. Die Ursache des Geruchs musste sich hier längere Zeit aufgehalten haben, denn der Boden dünstete ihn noch stark aus. Er ging in die Hocke und betrachtete die Fläche. Das Gras war wie von einem schweren Gewicht

niedergedrückt und hatte sich noch nicht wieder aufgerichtet. Ungewöhnlich, da Gras die Tendenz besaß, spätestens eine Stunde, nachdem das Gewicht fort war, zumindest ansatzweise wieder hochzukommen. Diese Grashalme, obwohl sie nicht abgebrochen oder in den Boden gestampft waren, schienen am Boden zu kleben.

Kevin zog Einweghandschuhe an und zupfte ein paar Halme ab. Sie wirkten wie ganz normale Grashalme. Nur der unbekannte Geruch haftete an ihnen. Ansonsten war zumindest mit bloßem Auge nichts Ungewöhnliches zu erkennen. Er zog einen Asservatenbeutel aus der Jackentasche und steckte die Halme hinein, ebenso eine Bodenprobe.

Ronan trat zu ihm. »Was hast du da?«

»Nur Gras und Erde, wie es aussieht. Aber es riecht verdächtig. Ich vermute, der Mörder hat hier gestanden, bevor er sein Opfer hingerichtet hat.« Er hob den Beutel hoch. »Das hier sollte in jedem Fall im Labor untersucht werden.«

»Du kannst doch bestimmt sagen, woher das Opfer und sein Mörder gekommen sind. Und sie anhand ihrer Duftspur verfolgen.« Ronan legte ihm die Hand auf die Schulter. »Ich weiß, dass ich dich gerade wie einen Spürhund, eh Spürwolf behandle, aber ich denke, du weißt, dass ich das als Kompliment meine und nicht diskriminierend.«

»Weiß ich.«

»Falls du das trotzdem nicht willst, sag es.«

»Schon okay. Schließlich ist das einer der Bereiche – ich würde sagen der Hauptbereich – in dem die Veränderung für meine Arbeit mehr als vorteilhaft ist. Wenn Sie funktionieren würde.«

»Was meinst du?«

Kevin zuckte mit den Schultern, stand aus der Hocke auf und blickte sich um. »Ich kann nicht feststellen, woher die gekommen sind. Meine Nase sagt mir, dass sie plötzlich aus dem Nichts hier aufgetaucht sind. Hier riecht alles nach dem Mörder und seinem Opfer. Ich kann sogar noch dessen Todesangst in der Luft schmecken und dass er sich vor Angst vollgepisst hat. Armer

Teufel. Aber es gibt keine Spur, die hierher führt. Und«, er sprach noch leiser als ohnehin schon, »der Täter ist kein Mensch. Ich kann aber nicht sagen, was er ist, nur dass ihm jeglicher menschliche Geruch fehlt.«

Ronan stieß geräuschvoll die Luft aus. »Das ist nicht gut.«

Da hatte er verdammt recht. So etwas war schon für normale Cops nicht gut; für einen, der ein Werwolf war, konnte es eine Katastrophe werden. Denn jedes unerklärliche Verbrechen zog eine besonders akribische Untersuchung nach sich. In dem Punkt kannte Commander Taggart keine Nachsicht. Der Fall blieb so lange offen und wurde immer wieder vorgenommen und untersucht, bis er gelöst war. Taggart stand auf dem Standpunkt, dass eine gute Polizeidivision keine auf ewig ungeklärten Fälle hatte, sondern dass sie alle aufgeklärt wurden, wenn die Herren und Damen Ermittler sich nur genug Mühe gäben.

Doch was dabei herauskam, wenn gute Ermittler – Polizei oder Private – zu akribisch in einem Fall wie diesem stocherten, hatten Kevin und sein Rudel am eigenen Leib erfahren. Es hätte sie alle beinahe das Leben gekostet.

Ronan fühlte wohl, was ihn beschäftigte. Er klopfte ihm beruhigend auf die Schulter. »Wir spannen Sam ein, um die Sache für Menschen glaubhaft zu machen, wenn es sein muss.«

»Das werden wir wahrscheinlich tun müssen. Aber lass uns erst mal rausfinden, wer das Opfer ist. Vielleicht bekommen wir dann auch einen Hinweis darauf, wer oder was ihn umgebracht hat.«

Sie erledigten vor Ort die für diesen Fall erforderliche Routinearbeit, soweit es nicht in den Bereich der Tatortermittler fiel, ehe sie zurück zum Revier fuhren. Während der ganzen Zeit hatte Kevin ein mulmiges Gefühl im Bauch.

\*\*\*

Professor Monday Rothwell betrat das Podium mit dem ihm eigenen Schwung. »Guten Morgen, Ladies und Gentlemen. Ich

verkünde hiermit offiziell, dass für die Teilnehmer am literarischen Todesspiel-Wettbewerb die Frist abgelaufen ist. Bitte geben Sie Ihre ausgedruckten Werke nach vorn. Alle, die jetzt nicht vorliegen, sind von der Teilnahme ausgeschlossen.«

Sheila trug ihre Story nach vorn. Lara Ackerman stieß sie zur Seite – mit Absicht, da war Sheila sich sicher – um als Erste vorn zu sein. Lara war ein Biest, wie es im Buch stand. Zum Glück war Philosophie der einzige Kurs, in dem Sheila sie ertragen musste. Nachdem Sheila eine Woche nach ihrer Verwandlung das erste Mal wieder zur Vorlesung erschienen war, hatte Lara es sich nicht nehmen lassen, gehässige Bemerkungen zu machen, die an Geschmacklosigkeit schon nicht mehr zu überbieten waren.

Sie könne nicht begreifen, was die wilden Hunde veranlasst hatte, Sheila zu übersehen, die doch ganz offensichtlich ein weit-*fetterer* Happen gewesen wäre als ihr spindeldürrer Freund Jimmy. Bestimmt hätte es daran gelegen, dass Sheila weggelaufen wäre und Jimmy und die anderen ihrem Schicksal überlassen hätte. Kein Wunder, denn Sheila fehle es ja an allen Ecken und Enden. Sie hätte es ja nicht mal geschafft, Cheerleader für die Footballmannschaft zu werden.

Sheila hatte überhaupt nie Cheerleader werden wollen. Sie wollte Wissenschaftlerin werden. Seit sie Werwölfin war, hatte sie eine noch viel stärkere Motivation dafür. Wenn sie rausfinden konnte, was Menschen in Werwölfe verwandelte, fand sie vielleicht auch eines Tages ein Gegenmittel, das die Verwandlung rückgängig machte. Aber dazu musste sie erst einmal ihr Studium beenden, was dauern würde, denn sie war noch im ersten Semester, das sie erst ein paar Tage vor dem Angriff der Werwölfe Ende August begonnen hatte. Lara studierte bereits im dritten Semester Dramatic Arts und sah sich bereits als Oscar-Gewinnerin.

Auch jetzt konnte Lara sich eine bissige Bemerkung nicht verkneifen. »Wie wäre es, wenn du mal etwas abnehmen würdest, damit du nicht soviel Platz einnimmst?« Sie maß Sheila mit ei-

nem verächtlichen Blick. »Wenn du so weiter machst, dauert es nicht mehr lange, bis du so fett bist wie Penny Langston.«

Sheila musste sich beherrschen, dass sie Lara nicht an der Kehle packte und sie zerquetschte, damit nie wieder eine Lästerei über Laras Lippen käme. Sheila war alles andere als fett. Sie hatte immer auf ihre Figur geachtet. Seit sie Werwölfin war, waren ihre Muskeln sogar straffer geworden und hatte sie die letzten kaum vorhandenen Fettreserven verloren. Aber sie war nie so ungesund dürr gewesen wie Lara. Eingedenk ihrer Situation reagierte Sheila gelassen.

»Ich habe lieber Fett auf den Rippen als Stroh im Kopf«, beschied sie Lara und warf einen anzüglichen Blick auf deren strohblond gefärbtes Haar. »Bei dir wächst es ja schon oben raus.«

Lara schoss einen giftigen Blick auf sie ab, dem noch ein paar weitere folgten, als Chester, der hinter ihr ging, anfang zu lachen. Er verstummte augenblicklich, als Lara ihn wütend anfunkelte. Dann versperrte sie Sheila den Weg.

»Dich mach ich fertig, Partridge.«

Sheila ließ sich nicht beeindruckten. »Das bezweifle ich.« Sie schob Lara zur Seite und gab Professor Rothwell ihre Story.

Wieder einmal merkte sie, dass ihre Verwandlung sie in vielfacher Hinsicht verändert hatte, nicht nur ihren Körper und ihre Sinneswahrnehmung. Früher hätte sie vor einer wie Lara Angst gehabt, hätte sich verunsichern lassen, wäre verletzt gewesen über die fiese Bemerkung. Stattdessen kam ihr Lara wie ein selbstsüchtiges, unreifes Kind vor, das andere klein machen musste, um sich selbst ein bisschen größer zu fühlen. Daher auch ihr Wunsch, Schauspielerin zu werden. Als hätte ihre werwölfische Natur sie befähigt, hinter die Fassade der Menschen zu blicken. Sheila hatte das Gefühl, viel älter zu sein als neunzehn Jahre.

Sie kehrte zu ihrem Platz zurück und stutzte, als ihr von der hintersten Bank ein merkwürdiger Geruch entgegenwehte, der ihre Nackenhaare sträubte. Dort saß Penny Langston, wie immer

in der Nähe der Tür. Aber sie war nicht allein wie sonst. Neben ihr saß ein junger Mann, den Sheila noch nie gesehen hatte und dem sie überhaupt noch nie auf dem Campus begegnet war. Er sah gut aus und gehörte offenbar zu Penny; zumindest ließ die Art, wie er sich zu ihr beugte und ihr einen Zettel hinschob, darauf schließen.

Was Sheila irritierte und sie misstrauisch machte, war sein Geruch. Er roch nicht mal im Entferntesten nach Mensch. Sein Geruch ähnelte auch nicht dem von Sam; falls der typisch für Dämonen war, gehörte der Mann nicht zu ihnen. Aber was war er dann?

Er merkte, dass Sheila zu ihm hin blickte, und sah sie an. Etwas in seinem Blick wirkte beruhigend auf sie, dass die permanente Anspannung, unter der sie stand, sobald sie das Haus im Valley verlassen hatte, ein wenig nachließ. Penny merkte ebenfalls, dass Sheila ihren Begleiter ansah, und runzelte finster die Stirn. Sheila setzte sich wieder auf ihren Platz und beachtete die beiden nicht weiter. Mit den Augen. Dafür spitzte sie die Ohren, um zu hören, was sie sagten. Doch beide schwiegen.

»Ist Mr. Thunderdrum nicht anwesend?«, fragte Professor Rothwell und blickte sich um.

Das taten jetzt auch die anderen Studenten und stellten fest, dass Johnny Thunderdrum tatsächlich nicht da war. Seltsam. Dabei wusste er, dass heute der Abgabetermin für das Todesspiel war. Johnny hätte sich das unter keinen Umständen entgehen lassen. Er musste durch etwas wirklich Wichtiges verhindert sein, falls er nicht noch kommen sollte.

»Bedauerlich«, fand Rothwell nach einem Blick auf die Uhr. »Dann ist Mr. Thunderdrum leider von der weiteren Teilnahme am Wettbewerb ausgeschlossen.« Er klatschte in die Hände. »Beginnen wir also mit der Auswertung. Die zwölf Kandidatinnen und Kandidaten werden ihre Geschichten vortragen, und Sie, Ladies und Gentlemen, werden jeder Geschichte eine Punktzahl zwischen eins für ganz schlecht und zehn für sehr gut geben. Die Story mit den meisten Punkten gewinnt den Jackpot.« Er griff

nach der Story, die zuoberst auf dem Stapel lag. »Miss Ackerman, kommen Sie bitte nach vorn. Sie dürfen beginnen.«

War ja klar, dass Lara sich irgendwie nach oben gemogelt hatte. Sheila war egal, wann sie selbst an die Reihe kam, aber dass Lara wieder mal damit durchkam, sich in den Vordergrund zu spielen, wurmte sie. Eins musste der Neid der Zicke allerdings lassen. Durch ihre Dramatic Art Ausbildung beherrschte sie das Vortragen ausgezeichnet. Sheila wunderte sich jedoch, welche blutrünstige Fantasie Lara entwickelt hatte. Sie hätte ihr im Leben nicht zugetraut, dass sie den Helden ihrer Geschichte bei lebendigem Leib enthäuten und den Killer die blutige Haut an die Wand nageln lassen würde. Das bewies das, was Vin neulich mal gesagt hatte, dass in den meisten Menschen Abgründe steckten, die niemand ahnte, manchmal nicht einmal sie selbst.

Sie warf einen Blick über die Schulter auf den Mann neben Penny. Was war der? Sheila konnte nur zwei Möglichkeiten ausschließen. Er war kein Werwolf; das hätte sie gerochen. Und ein Vampir konnte er auch nicht sein, da es heller Tag war. Wieder blickte Penny sie böse an, als sie merkte, dass Sheila zu ihrem Begleiter hinsah.

Sheila wandte den Blick nach vorn und konzentrierte sich auf Lara Ackermans Story.

\*\*\*

Das Opfer hieß John Thunderdrum und war Student der CSU, der Cleveland State University, an der auch Kevins Rudelgeschwister bis auf Patrick studierten.

Dekan Gavin Hendrikson war nicht begeistert, Kevin wiederzusehen. Als Patrick die Prügelei mit seinem Freund vom Zaun gebrochen hatte, um dadurch seinen Rauswurf zu provozieren, hatte Kevin sich als sein Onkel ausgegeben und interveniert, um zu verhindern, dass das Opfer, dessen Eltern oder die Universität Patrick wegen Körperverletzung anzeigte. Im Zuge dessen hatte er auch mit dem Dekan und dem Coach gesprochen. Ob-

wohl Kevin die Sache ganz in Hendriksons Sinn geregelt hatte, sah der Dekan die Polizei lieber nicht auf seinem Campus. Aber wenn er schon mit Cops zu tun bekam, war ihm einer, den er schon kannte, lieber als ein Fremder, den er nicht einschätzen konnte.

»Wie geht es Ihrem Neffen?«, erkundigte er sich höflich, als er Kevin die Hand reichte.

»Patrick hat eine harte Zeit. Kein Wunder. Aber er kommt klar.«

»Hat er sich beruflich schon umorientiert?«

»Noch nicht.« Und das war ein weiterer Punkt, in dem Kevin unbedingt mit Patrick reden musste. Ein anderer war, dass er begonnen hatte, Sheila nachzustellen, wenn er glaubte, dass Kevin das nicht mitbekam. Sheila zeigte an ihm jedoch nicht das geringste Interesse.

»Wir sind in einer ernsten Angelegenheit gekommen, Dekan«, warf Ronan ein. »Ihr Student John Thunderdrum wurde letzte Nacht Opfer eines tödlichen Angriffs.«

»Oh mein Gott!« Hendrikson setzte sich und blickte betroffen drein. »Waren das etwa andere Studenten?« Er sah von einem zum anderen.

»Wie kommen Sie darauf?«, wollte Ronan wissen.

Hendrikson zuckte mit den Schultern. »Mr. Thunderdrum ist – war irokesischstämmig. Und wir haben an der Uni leider wie an jeder Uni im Land das übliche Maß an Rassisten, die die weiße Rasse für die Herrenmenschen halten. Wir tun zwar unser Möglichstes, um solche Dinge zu unterbinden und verweisen die Unruhestifter von der Universität, wenn wir sie erwischen, aber Sie kennen das sicher aus Ihrer eigenen beruflichen Erfahrung. Man erwischt nicht jeden.« Wieder blickte er von Kevin zu Ronan und zurück.

»Wir wissen noch nicht, wer dafür verantwortlich ist, Mr. Hendrikson«, sagte Kevin. »Aber wir finden es heraus. Zu dem Zweck müssen wir Mr. Thunderdrums Zimmer sehen.«

»Selbstverständlich. Ich veranlasse sofort, dass einer unserer

Hausmanager Sie hinbringt. Wir kooperieren in vollem Umfang mit Ihnen, Gentlemen. Was immer Sie brauchen, Sie bekommen es.«

»Vielen Dank.«

Eine Viertelstunde später standen sie im Zimmer des Toten. Das Bett war unbenutzt, der Laptop stand aufgeklappt auf dem Schreibtisch, daneben ein leeres Glas, das nach Cola roch. Für eine Studentenwohnung war das Appartement überraschend aufgeräumt, was davon zeugte, dass John Thunderdrum ein ordentlicher junger Mann gewesen war. Im ganzen Appartement deutete nichts darauf hin, dass hier ein Kampf stattgefunden hatte oder John hier angegriffen worden war. Kevin warf Ronan einen Blick zu und schüttelte kaum merklich den Kopf.

Im Zimmer war nichts Ungewöhnliches. Unmittelbar davor jedoch nahm Kevin denselben Geruch wahr wie am Tatort. Und auch hier war das Ding aus dem Nichts erschienen. Es gab keine Geruchsspur, die hierher führte und keine, die von hier wegführte. Kevins Verdacht, dass das Ding teleportieren konnte wie manche Dämonen, hatte sich damit bestätigt. Und das bedeutete nichts Gutes. Sie brauchten so oder so Sams Hilfe.

Sie nahmen den Laptop mit, für den Fall, dass sich darauf ein Hinweis auf den Täter befand, und kehrten zum Revier zurück. Ronan teilte Kevins Einschätzung, dass dies ein Fall war, bei dem sie mit Sam zusammenarbeiten mussten, nachdem er ihm berichtet hatte, was er wahrgenommen hatte.

Sie waren kaum zurück im Büro, als Kevins Telefon klingelte mit dem Ton, der anzeigte, dass es ein externer Anruf war. »Homicide, Detective Bennett. Was kann ich für Sie tun?«

»Guten Tag, Detective«, sagte eine Männerstimme. »Mein Name ist Vincent Cronos. Ich rufe Sie an mit einem schönen Gruß von einer gemeinsamen Freundin: Sam Tyler.« Eine erwartungsvolle Pause.

»Ah ja. Danke.« Wer war der Mann, und was wollte er?

»Ich würde mich gern mit Ihnen treffen, Mr. Bennett, um eine private Angelegenheit zu besprechen, die jedoch für uns beide

von äußerster Wichtigkeit ist. Falls Sie einverstanden sind, möchte ich Sie in die *Winking Lizard Tavern* auf ein gepflegtes Bier einladen. Natürlich nicht heute Abend, wo der Mond noch zu stark ist. Hätten Sie morgen Abend Zeit? Oder übermorgen?«

Der Hinweis auf den Mond zeigte Kevin, dass Cronos wusste, dass er ein Werwolf war. Für einen Moment war er erschrocken. Dann sagte ihm sein Verstand, dass sein Geheimnis – das Sam wohl Cronos verraten hatte – bei dem Mann sicher war, andernfalls er wohl kaum ein Freund von Sam wäre. Seltsam, dass sie ihn nie erwähnt hatte. Andererseits bestanden seine Treffen mit ihr nicht aus Smalltalk, sondern aus Sex. Und wer ihre Freunde waren, ging ihn sowieso nichts an.

»Morgen Abend passt mir gut. Falls es nicht zu lange dauert. Ich habe ab zehn Uhr Nachtschicht. Acht Uhr?«

»Perfekt. Morgen Abend acht Uhr also. Ich freue mich darauf Sie kennenzulernen.«

Kevin legte auf und überlegte, ob er sich auch freute, Vincent Cronos kennenzulernen. Er gab den Namen in die Internetsuchmaschine ein und stieß auf einen Schriftsteller, der sich mit der Veröffentlichung einer Reihe von historischen Romanen, die überwiegend im alten Ägypten spielten, einen Namen gemacht hatte. Es gab nur wenige Fotos von ihm. Die zeigten einen Mann von ungefähr Mitte dreißig mit halblangen dunklen Haaren, die er auf fast jedem Bild so ins Gesicht fallen ließ, dass man seine Züge nicht allzu genau erkennen konnte. Auch in den Blogs über ihn, den wenigen Interviews, die er gegeben hatte und den Kommentaren zu seinen Büchern hieß es, dass er nicht nur über dunkle Geheimnisse schrieb, sondern auch das Image pflegte, selbst sehr geheimnisvoll zu sein. Über sein Privatleben war nichts bekannt, obwohl so mancher Paparazzo nichts unversucht gelassen hatte, etwas darüber herauszufinden.

Kevin fragte sich, was der Mann von ihm wollte. Er rief Sam an.

»Hallo Vin«, meldete sie sich, noch ehe er etwas sagen konnte. »Die Antwort lautet ja.«

»Welche Antwort?«

Er hörte sie leise lachen. »Die auf die Frage, die du mir stellen willst, ob du es gefahrlos riskieren kannst, dich mit Cronos zu treffen.«

»Woher weißt du das?«

»Dämonengeheimnis, mein Freund.« Sie wurde ernst. »Er hat was wirklich Wichtiges mit dir zu besprechen. Ich verbürge mich für ihn. Alles andere wird er dir selbst sagen.«

»Wie beruhigend.« Obwohl es nicht so geklungen hatte, fand er das tatsächlich beruhigend. Ein Mann, für den Sam sich verbürgte, war keine Gefahr für ihn und sein Rudel. »Sam, wir haben ein Problem«, wechselte er das Thema und berichtete ihr von dem neuen Fall. »Treiben sich irgendwelche Dämonen außer dir in Cleveland herum? Oder ...«

»Nein. Außer mir, euch und ein paar anderen Anderswesen, die aber nicht teleportieren können, hält sich gegenwärtig kein Wesen in und um Cleveland auf, zu dem das passt. Ich sehe mich mal am Tatort um und gebe euch Bescheid.«

Bevor er noch etwas sagen konnte, hatte sie aufgelegt. Wenn jemand etwas an einem Tatort fand, das selbst ihm entging, dann war es Sam. Sie besaß eine Fähigkeit, die sie Retrospektion nannte und die sie in die Lage versetzte, vergangene Ereignisse zu sehen. Sie würde schon herausfinden, was es mit diesem seltsamen Wesen auf sich hatte.

Doch als sie eine halbe Stunde später anrief, überschüttete sie ihn mit einem Schwall von Flüchen. Kevin wusste zwar, dass die nicht ihm galten, aber auch Ronan blickte besorgt, als er die Tirade auf den Lautsprecher schaltete.

»Du hattest offensichtlich keinen Erfolg«, wagte Ronan anzumerken, als Sam eine Pause einlegte. Die Bemerkung löste jedoch die nächsten Flüche aus.

»Nein!«, schnappte sie, nachdem sie sich Minuten später endgültig beruhigt hatte. Kevin hörte sie tief durchatmen. »Ich habe zwar gesehen, was passiert ist. Und natürlich auch gesehen, dass dieses Wesen mit dem bewusstlosen Opfer aus dem Nichts am

Tatort aufgetaucht ist und alles für die Tat vorbereitet hat. Ich habe auch gesehen, dass es aus dem Nichts vor der Zimmertür des Opfers im Fenn Tower aufgetaucht ist und ihn betäubt hat, als der Junge das Zimmer verließ; es kann also definitiv teleportieren. Aber ich kann es erstens nicht identifizieren. Ein Dämon ist es hundertprozentig nicht. Und zweitens«, es folgten die nächsten Flüche, »kann ich es nicht finden. Kein Suchzauber funktioniert; auch nicht der umgekehrte Suchzauber, der mir alle Orte zeigt, wo etwas Gesuchtes*nicht* ist, bis am Ende nur ein einziger Ort übrig bleibt.« Sie stieß frustriert die Luft aus. »Nichts! Absolut keine Spur. Als wenn das Ding nicht mehr existiert.«

»Ist so was möglich?«, fragte Ronan.

»Nein. Zumindest nicht nach meinen gesammelten Erfahrungen mit Magie und magischen Kreaturen. Für Leute wie mich bleibt *immer* etwas am Ort eines Geschehens zurück, das wir identifizieren können, das wir finden, aufspüren, verfolgen können. Es ist nach sämtlichen Gesetzen der Magie nicht möglich, dass sich etwas rückstandslos in Nichts auflöst.«

Die beiden Männer sahen einander an. »Hast du eine Vermutung, Sam?«

»Ja«, grollte sie. Es klang wie das Knurren eines Tigers. »Wahrscheinlich liegt es daran, dass ich einen Teil meiner magischen Kräfte verloren habe und mir deshalb nicht alle Möglichkeiten zur Verfügung stehen, die ich sonst gehabt hätte.«

Soweit Kevin wusste, hatte Sam über formidable magische Kräfte verfügt, obwohl er sie nie in vollem Maße in Aktion gesehen hatte. Wenn er das richtig verstanden hatte, war es vor einiger Zeit einem ihrer Feinde gelungen, ihr einen erheblichen Teil dieser Kräfte zu stehlen; auf welche Weise, wusste Sam selbst nicht. Was sie gewaltig wurmte. Jedenfalls fehlten ihr dadurch wichtige Fähigkeiten.

»Du hast getan, was du konntest, Sam«, versuchte Ronan, sie zu trösten.

»Das reicht aber verdammt noch mal nicht aus.« Sam unterbrach die Verbindung.

Ronan schnitt eine Grimasse. »Wenn ich ehrlich bin, macht mir diese Seite an Sam manchmal Angst.«

»Aber sie steht doch auf unserer Seite.«

Ronan nickte. »Das ist der einzige Grund, weshalb ich mir sicher bin, dass sie uns nicht mal dann schaden wird, wenn ihre Laune auf dem Nullpunkt ist.« Er seufzte. »Relativ sicher«, schränkte er ein, »denn sie ist und bleibt nun mal eine Dämonin, womit sie auch der Inbegriff für Unberechenbarkeit ist. Und wie unberechenbar sie sein kann, habe ich in den letzten sieben Monaten zur Genüge erleben dürfen, seit ihr Verlobter umgekommen ist.«

»Und was jetzt?«, wollte Kevin wissen.

Ronan zuckte mit den Schultern. »Lassen wir ihr Zeit und versuchen wir, bis dahin mit herkömmlichen Methoden den Täter zu ermitteln. Und sei es nur, um Taggart zu zeigen, dass wir nicht untätig sind. Wie ich Sam kenne, wird sie weiter versuchen, das Rätsel zu lösen. Wenn es funktioniert, erfahren wir es als Erste.« Ronan warf einen Blick zur Uhr. »Fahr nach Hause, Vin. Dann hast du noch genügend Zeit, bis der Mond aufgeht. Offiziell habe ich dich zum Tatort geschickt, damit du dich in der weiteren Umgebung umsiehst, falls Taggart fragen sollte.«

»Danke.«

Vin nahm seine Jacke und verließ das Büro. Er freute sich auf die Nacht. Aber der seltsame Fall ließ ihm keine Ruhe. Er konnte nur hoffen, dass dieses seltsame Wesen keine Gefahr für sein Rudel darstellte. Denn er war sich nicht sicher, ob er in der Lage wäre, seine Rudel-Familie ausreichend zu schützen.

\*\*\*

Lara Ackerman war mordsmäßig wütend, als sie kurz vor Mitternacht in ihr Appartement im Fenn Tower zurückkehrte. Der doppelte Fehlschlag, den sie heute erlitten hatte, schmerzte wie ein Stachel im Fleisch – nein: wie ein ganzer Balken. Aber das würden sie bereuen, oh ja! Josh Greenwood und vor allem Ches-

ter.

Lara hatte versucht, Josh für sich zu gewinnen, indem sie ihm schöne Augen machte. Natürlich hatte sie nicht ernsthaft vorgehabt, mit einem Loser, der sich mit einem Fettfleck wie Penny Langston abgab, eine Beziehung einzugehen, geschweige denn, den Kerl in ihr Bett zu lassen. Sie wollte ihm seine gemeine Bemerkung heimzahlen, dass er Laras Seele und somit sie selbst für hässlich hielt. Dieser Scheißkerl! Hätte er angebissen, hätte sie zum entsprechenden Date eine schöne Falle für ihn aufgebaut, ihn von Chester oder jemand anderem mit buchstäblich heruntergelassenen Hosen fotografieren lassen und die Fotos ins Netz gestellt, um ihn vor aller Welt lächerlich zu machen.

Aber Josh hatte sie zum zweiten Mal abgewiesen. Mit noch drastischen Worten als denen von der hässlichen Seele: »Du bist ein unreifes, verzogenes Kind, Lara. So egoistisch, dass du niemandem etwas gönnen kannst, und so gierig, dass du alles Schöne haben willst, was andere besitzen. Aber leider auch so bösar-tig, dass du alles zerstören willst, was du selbst nicht hast oder haben kannst. Jemand wie du hat bei mir in Ewigkeit keine Chance.«

Er hatte sie stehen lassen. Als Lara in ihrer Wut versucht hatte, Chester dazu anzustiften, Josh zusammenzuschlagen oder irgendwas anderes mit ihm zu machen, das Josh möglichst nachhaltig und gemein wehtat, hatte Chester ihr auch noch einen Korb gegeben.

»Mir reicht's, Lara«, hatte er unverblümt gesagt. »Du hast mich gerade zugunsten von Josh abserviert, hast ihn vor meinen Augen angebaggert, was das Zeug hält. Und nachdem er dich nicht will, willst du jetzt *mich* dazu benutzen, ihm deswegen eins rein-zuwürgen. Dafür bin ich dir also noch gut genug.« Er hatte den Kopf geschüttelt. »Aber weißt du was? Dafür ich mir jetzt zu schade.« Mit einem verächtlichen Blick, der beinahe schon ange-widert wirkte, hatte er hinzugefügt: »Josh hat vollkommen recht mit dem, was er über dich gesagt hat. Ehrlich gesagt frage ich mich, was ich die ganze Zeit in dir gesehen habe. Außer deinem

Aussehen hast du doch nichts zu bieten.«

Damit hatte er sie stehen gelassen. Und die Umstehenden, die das mitbekommen hatten, hatten hämisch gegrinst und gelacht. Sogar ihr »Club der Auserwählten«, der ihr hündisch ergeben war und alles tat, was sie wollte, hatte sich von ihr abgewendet. Als hätte irgendetwas ihre Macht über sie gebrochen.

Vorhin war sie zu Chester gegangen, um ihn zurückzugewinnen. Natürlich nur, um ihn hinterher umso gründlicher fallen zu lassen. *Sie* war diejenige, die Schluss machte. Niemand machte mit ihr Schluss. Zumindest nicht ungestraft. Sie war sich so sicher gewesen, dass Chester wie immer auf ihre Verführung reagieren und mit ihr schlafen würde. Doch er hatte sie erneut abgewiesen. Mehr noch, er hatte sie regelrecht rausgeworfen.

Und an allem war ursächlich diese fette Schlampe Penny schuld. Der würde sie es zeigen. Notfalls allein. Und danach war Chester dran. Und Josh. Und jeder, der sich erdreistet hatte, über sie zu lachen.

Sie knallte ihre Handtasche aufs Bett und zuckte mit einem erschrockenen Schrei zusammen. In der Ecke zwischen Schrank und Bett hockte ein unförmiges dunkles Etwas. Eingehüllt in einen dunklen Umhang oder so was Ähnliches, der aus der Gruft stammen musste. Mehr war nicht zu erkennen, bis das Ding den Kopf hob. Es trug die Gesichtszüge von Penny. Aber die hatte sich theatermäßig wie ein Zombie geschminkt. Die Züge wirkten verzerrt und aufgequollen, die Haut rissig wie altes Pergament, und die Augen – die waren gelungen, das musste der Neid ihr lassen. Sie leuchteten goldfarben wie die eines Raubtieres in der Nacht.

»Penny, du kleines, dreckiges Miststück! Wenn du nicht auf der Stelle aus meinem Zimmer verschwindest ...«

Penny stand vor ihr, ohne dass Lara gesehen hätte, dass sie sich bewegt hatte. Ihre Hand – kalt wie Eis – umklammerte ihre Kehle und schnürte ihr die Luft mit solcher Kraft ab, dass Lara nicht mehr schreien konnte. Woher hatte Penny solche Kraft?

Sie warf Lara auf das Bett. Im nächsten Moment war Penny

über ihr und presste sie mit ihrem Gewicht darauf, drückte ihr Gesicht ins Kissen. Lara bekam keine Luft mehr. Sie strampelte und wehrte sich, kam aber gegen Pennys unglaubliche Kraft nicht an. Sie verlor das Bewusstsein.

Als Lara wieder zu sich kam, klebte sie förmlich an der Wand neben der Badezimmertür. Zumindest kam es ihr so vor, denn ihre Hände und Füße waren fest an stählerne Haken gefesselt, wodurch ihre Arme und Beine so weit ausgestreckt wurden, dass sie nicht mehr die geringste Bewegungsfreiheit besaß. Ihr Gesicht war mit der Wange an die Wand gepresst. Ein Knebel steckte in ihrem Mund, so tief, dass sie würgen musste.

Eine kalte Hand packte sie im Genick. Erst diese Berührung brachte ihr zu Bewusstsein, dass sie vollkommen nackt war. Eisiger Schreck durchfuhr sie, als ihr bewusst wurde, was Penny mit ihr vorhatte. Sie hatte sie genauso an die Wand gefesselt, wie Lara das mit dem Opfer in ihrer Todesgeschichte beschrieben hatte. Oh Gott! Penny wollte sie doch nicht etwa bei lebendigem Leib abhäuten? Nein, so pervers war die fette Kuh doch nicht. Die konnte ja noch nicht mal ihr eigenes Blut sehen.

Aber wie hatte sie die Haken in die Wand bekommen, an denen sie Lara gefesselt hatte? Die waren vorher nicht da gewesen. Sie waren eingedübelt, wie sie erkennen konnte. Das musste einen Höllenlärm verursacht haben, den jemand gehört haben musste.

»Hmmm!«, versuchte sie etwas zu sagen.

Penny stieß Laute aus, die kaum aus einer menschlichen Kehle stammen konnten. Heisere Laute, die wie ein böses Kichern klangen. Lara sah eine Klinge aufblitzen, die Penny ihr direkt vor die Augen hielt. Ein seltsam geformtes Messer, das an die Seitenansicht eines Wals erinnerte – ein Kürschnermesser.

»Hmhmmmm!«, heulte Lara auf.

Sie zerrte an den Fesseln. Erfolglos, da ihr die Art, wie sie an der Wand hing, kaum Bewegungsfreiheit ließ. Ein scharfer Schmerz ließ sie gegen den Knebel anschreien. Penny hatte das

Messer auf ihrem Scheitel angesetzt und führte es Inch für Inch langsam über den Kopf zum Nacken und tiefer. Die Klinge schnitt bis auf den Schädelknochen. Lara brüllte, doch der Knebel ließ nur gedämpfte Laute herauskommen, die man garantiert nicht jenseits des Zimmers hören konnte. Tränen rannen über ihr Gesicht. Sie fühlte, wie sie den Inhalt ihrer Blase verlor. Sie zerrte mit aller Gewalt an den Fesseln, wand sich, um dem Messer zu entgehen, aber dadurch verletzte sie sich selbst nur noch mehr.

Lara begriff, dass das kein übelster Scherz war, sondern dass Penny tatsächlich beabsichtigte, sie zu töten, indem sie ihr bei lebendigem Leib die Haut abzog. Warum hatte sie das in ihrer Geschichte beschrieben? Warum hatte sie Penny ständig gedemütigt und bis aufs Blut gequält? Sie hätte ihr gern versichert, dass sie das nie wieder tun würde, Hauptsache, die hörte auf, in ihr Fleisch zu schneiden.

Penny dachte nicht daran. Sie hatte einen durchgehenden Schnitt bis zur Ferse hinunter gezogen, setzte das Messer erneut an und schnitt von der Steißgegend über die Gesäßbacke das andere Bein bis zur Ferse auf. Dann begann sie, die Haut vom Kopf zu schneiden und Lara zu skalpieren. Der entsetzliche Schmerz raubte ihr endlich das Bewusstsein – aus dem sie nie mehr erwachen würde.

\*\*\*

Vin führte sein Rudel zu der Stelle, an der die Kadaver der beiden toten Rehe, die das Rudel gestern Nacht gerissen hatte, unangetastet im Gras lagen. Brian hatte ihnen den Grund erklärt, warum sich andere Raubtiere in der Regel nie an der Beute von Werwölfen vergriffen: Selbst als Wölfe rochen sie immer noch genug nach Mensch, um ihre Beute mit diesem Geruch zu kontaminieren und für andere Tiere unattraktiv zu machen. Umgekehrt rochen sie in ihrer menschlichen Gestalt nach Wolf, weshalb Vin sich angewöhnt hatte, Hunden aus dem Weg zu gehen. Entweder sie bellten ihn aggressiv an, oder sie kniffen jaulend

den Schwanz ein und rannten vor ihm davon. Beides erregte unerwünschte Aufmerksamkeit.

Er schickte Patrick, seinen Hunger an dem Kadaver des Rehs zu stillen, das Vin gestern erlegt hatte, und duldete nicht, dass er von dem Kitz fraß, dass er unerlaubterweise getötet hatte. Dem riss Vin die Leber heraus, teilte sie mit Sheila und genehmigte sich noch eine gehörige Portion Fleisch, die er mit Genuss vertilgte, ehe er sich auf einen Teppich aus weichem Moos legte und sein Fell sauber leckte. Er stellte fest, dass es einen eigenen Reiz hatte zu spüren, wie sich die Haare seines Fells in Strichrichtung in der Haut bewegten. Wie eine Massage. Ein sehr sinnliches Gefühl.

Er leckte sich das letzte Blut von den Pfoten, während die anderen noch mit Fressen beschäftigt waren oder ihre Mahlzeit gerade beendet hatten. Seine Nase verriet ihm, dass sein Fell weitgehend sauber war. Den Rest würde nachher eine Dusche erledigen. Er schloss die Augen und nahm die Geräusche und den Geruch des Waldes in sich auf. Die Ausdünstungen der beiden Kadaver überwogen, von denen fast nur noch Knochen und Hufe übrig waren, aber die störten ihn nicht. Er empfand sie als angenehm, weil sie natürlich waren und davon zeugten, dass er gut für sein Rudel gesorgt hatte, indem er ihm Nahrung verschaffte.

Sein menschlicher Verstand versuchte jedoch, ihn dafür zu bestrafen. *Sieh dir an, was aus dir geworden ist. Ein Killer, den der Geruch von Blut antörnt und der Freude empfindet, ein lebendes Wesen in Stücke zu reißen. Schäm dich!*

Seine Wolfsnatur fand daran nicht das Geringste, wofür er sich hätte schämen müssen. *Das ist meine Natur; meine neue Natur, aber meine Natur. Schließlich vergreife ich mich nicht an Menschen.*

Sein Gewissen war gnadenlos: *Aber neulich hat dich auch der Geruch von Menschenblut angetörnt. SCHÄM DICH!*

Dafür schämte er sich tatsächlich. Als er mit Ronan zu einem Tatort gerufen worden war, an dem es mehrere Tote und eine entsprechende Menge Blut gegeben hatte, hatte der Geruch seinen Appetit angeregt und seinen Hunger geweckt. Bei einer

Tierleiche hätte ihm das nichts ausgemacht. Doch die Leichen waren Menschen gewesen.

Andererseits hatten Brian Wolfheart und ihre drei anderen Mentoren sie alle darauf vorbereitet, dass sie diese Regung empfinden würden und sie beruhigt, dass das ganz normal wäre und ebenfalls zur Natur eines Werwolfs gehörte. Nichts, wofür man sich schämen musste – solange man der Versuchung, die das für den einen oder anderen vielleicht darstellte, nicht nachgab. Kevin würde dem niemals nachgeben. Schließlich war er ein Werwolf und hatte in beiden Gestalten genug erlaubte Nahrung zur Verfügung.

Er legte den Kopf auf die Pfoten und schloss die Augen. Tief atmete er den Duft des Mooses ein, diesen herrlichen Duft nach feuchter Erde vermischt mit dem typischen Geruch von Moos, den er schon als Mensch geliebt hatte. Aber erst durch seinen wölfischen Geruchssinn offenbarte sich ihm die wahre Vielfalt des Duftes, schöner als das verführerischste Parfüm.

Er ließ sich zur Seite fallen, rollte sich auf den Rücken und rieb sein Fell am Moos. Genoss, wie dessen Duft sich an ihm festsetzte und ihn einhüllte, und fühlte sich – glücklich. Richtig glücklich wie schon seit einer Ewigkeit nicht mehr. Er blendete alles andere aus, besonders seine störenden Gedanken und gab sich ganz dem Augenblick hin. Für einen herrlichen Moment fühlte er sich vollkommen eins mit sich selbst, dem Wald und der Nacht.

Leider drängte sich die Tatsache, dass er diese Existenz nie gewollt hatte, mit solcher Macht in sein Bewusstsein, dass der Augenblick des Glücks allzu schnell und abrupt endete. Die Nachteile, die es mit sich brachte, ein Werwolf zu sein, wurden bei Weitem nicht durch einen solchen Moment des Glücks ausgeglichen; nicht mal annähernd. Die ständige Gefahr, dass Menschen sein Geheimnis entdecken könnten und das seiner Rudelmitglieder, lastete schwer auf ihm. Und die Angst, dass er eines Tages die Kontrolle verlieren und seinen Blutdurst exzessiv ausleben könnte, tat ein Übriges. Umso wichtiger war es, in jeder Sekunde

strenge Selbstbeherrschung zu exerzieren und den verbotenen Verlockungen auf keinen Fall nachzugeben.

Das war nicht nur für ihn essenziell und existenziell. Er und sein Rudel waren mit einem doppelten Makel behaftet, der sie für viele andere Werwölfe zu Ausgestoßenen machte. Der eine Minuspunkt bestand darin, dass sie keine geborenen Werwölfe waren, sondern durch Verwandlung erschaffen worden waren – sogenannte Schattenwölfe, auf die viele der geborenen Werwölfe herabsahen. Der zweite Makel lag darin begründet, dass sie überhaupt existierten, denn eins der obersten Gesetze der Werwölfe verbot es strikt, Menschen zu verwandeln; ein Verbrechen, das mit dem Tod bestraft wurde.

Das »schwarze« - verbrecherische - Rudel, dem sie das zu verdanken hatten, war zwar vollständig vernichtet worden, aber es gab mehr als einen Werwolf in der Welt, der der Überzeugung war, dass Werwölfe, die von Verbrechern verwandelt worden waren, selbstverständlich deren Neigung zum Gesetzesbruch eingepfiff bekommen hatten. Es würde wahrscheinlich Jahrzehnte dauern, in denen sich keiner von ihnen etwas zuschulden kommen lassen durfte, um die Gemeinschaft diesen doppelten Makel vergessen zu lassen.

Sheila legte sich neben ihn und witterte in seine Richtung. *Du riechst gut, Vin.*

Er wusste nicht, was er darauf antworten sollte. Die Bemerkung machte ihn jedoch verlegen. *Du auch,* antwortete er automatisch.

Das entsprach der Wahrheit, denn Sheila strömte einen höchst verführerischen Geruch aus, nach Weiblichkeit, nach Lust auf Sex, nach ... Oh Gott, sie war noch so jung. Viel zu jung. Für ihn. Der Duft, der sie umgab, widersprach seiner Einschätzung jedoch nachdrücklich. Offenbar wollte sie Sex. Mit ihm, da sie sonst kaum zu ihm gekommen wäre. Klar, der wölfische Instinkt. Sheila hatte offenbar außerhalb des Rudels keinen Mann, den sie liebte. Denn wenn Werwölfe einmal eine Beziehung eingingen, lebten sie strikt monogam, selbst wenn der Partner ein

Mensch oder irgendein Anderswesen war.

Sheila lehnte sich gegen ihn. Die Berührung elektrisierte ihn, weil er sie buchstäblich in jedem Haar seines Fells spürte. Sie legte den Kopf auf seine Schulter. Er spürte ihren Atem warm an seinem Ohr. Gott, diese Versuchung!

Am liebsten wäre er aufgestanden und weggegangen. Aber das brachte er nicht übers Herz. Sheila hätte das als Zurückweisung empfunden, und sie brauchte Akzeptanz. Wie jeder von ihnen.

*Hast du noch Hunger?, fragte er sie.*

*Nein.*

Er spürte ihre Unsicherheit und ahnte, was sie beschäftigte. *Ich habe schon immer gern gejagt. Das als Wolf zu tun, ist aufregend wie das allererste Mal. Ganz ehrlich, er wandte den Kopf und blickte Sheila an, mir hat noch nie irgendein Fleisch so gut geschmeckt. Und die Leber war einfach köstlich. Ich hoffe, sie hat dir auch geschmeckt.*

*Ja. Danke fürs Abgeben, Vin.*

*War doch selbsterständlich.*

Sie seufzte. Wieder strich ihr Atem über sein Ohr und ließ die Haut unter dem Fell kribbeln. *Vin? Ist es nicht ... ich meine, sind wir nicht ...* Sie seufzte erneut. *Findest du es okay, dass das – Spaß macht? Das Töten?*

Sie brauchte spürbar Trost, und so rieb er seine Wange an ihrer. *Die Jagd ist das, was Spaß macht. Das Töten ist nur der notwendige Schlusspunkt. Schließlich ernähren wir uns von dem, was wir erlegen.*

Sheila blieb skeptisch. *Aber das müssten wir nicht. Wir sind doch auch Menschen und können unser Essen kaufen.*

Er stieß sie sanft mit der Schnauze an und wählte einen scherzhaften Ton. *Ach ja, du meinst dieses Essen, von dem wir festgestellt haben, dass es für uns nur noch bedingt genießbar ist? Zum Beispiel deine ehemalige Lieblingseiscreme, die so stark nach chemischen Zusatzstoffen schmeckt, dass du sie wieder ausgespuckt hast. Oder das Fleisch aus dem Supermarkt, das nach den Kunststoffverpackungen stinkt und noch schlimmer schmeckt, in denen es aufbewahrt wird.*

*Oder diese leckeren, mit Fungiziden und Pestiziden und Reifungsgasen verseuchten Äpfel und ...*

Sie gab ihm mit der Schulter einen kräftigen Stoß. *Hör bloß auf! Sie seufzte. Ich verstehe, was du meinst.* Sie legte den Kopf auf die Pfoten. *Ist wohl doch nur ein Gewöhnungsprozess.*

*Ja, Sheila. Du erinnerst dich daran, was Brian gesagt hat. Je schneller wir unsere Natur als Werwölfe akzeptieren, und zwar wirklich akzeptieren und uns nicht nur notgedrungen damit arrangieren, desto eher werden wir in der Lage sein, unsere Verwandlung willkürlich und unabhängig vom Mondlicht zu steuern. Er stupste sie noch einmal sanft an. Ich verrate dir ein Geheimnis. Ich wünsche mir so sehr, wieder vollständig die Kontrolle über mein Leben zurückzugewinnen, dass ich bereit bin, meine neue Natur ohne Wenn und Aber in all ihren Aspekten vorbehaltlos zu akzeptieren, sobald ich mich daran gewöhnt habe. Mit allen blutrünstigen Begleiterscheinungen. Denn diese Neigungen und Instinkte zu haben, bedeutet noch lange nicht, dass wir die negativen ausleben müssen. Diese Entscheidung bleibt uns immer. Und durch sie werden wir immer unsere Menschlichkeit bewahren können.*

Er hatte sich keine Mühe gegeben, besonders leise zu sein, weil er wollte, dass die anderen auch mitbekamen, was er zu sagen hatte. Aller Augen waren auf ihn gerichtet. Jeder hatte ihm zugehört. Sogar Patrick.

*Also, Kinder, lasst uns genießen, dass wir hier draußen sind, wo kein Zivilisationsgestank unsere Nasen beleidigt und kein menschenverursachter Lärm uns die Ohren zudröhnt.*

Er rollte sich demonstrativ auf den Rücken und gab sich den Anschein, sich wohlfühlen. Was er gar nicht spielen musste, denn das Wohlbefinden stellte sich tatsächlich ein, sobald er sich auf den Duft des Moores konzentrierte. Er schnappte spielerisch nach Sheilas Pfote, die mit einem erschrockenen Fiepen aufsprang, aber schnell begriff, dass es nur ein Spiel war.

*Na warte, Vin! Das gibt Rache.*

Sie biss ihn in den Schwanz. Als wäre das ein Signal gewesen, stürzten sich auch die anderen auf ihn und zwickten ihn. Im Nu

war eine ausgelassene Balgerei im Gange, die nicht nur Vin genoss. Als sie von dem Spiel genug hatten, lagen sie noch eine Weile beisammen auf der Lichtung, bis der Mond fast untergegangen war. Erst dann kehrten sie zum Haus zurück, um für die nächsten fünfundzwanzig Tage ihr menschliches Leben zu führen.

Als Kevin sich nach einer kurzen Dusche in sein Arbeitszimmer setzte, um die wenigen Stunden bis zum Dienstbeginn mit Lesen zu verbringen, fühlte er sich zufrieden. Für den Moment genügte ihm das.

\*\*\*

*Dienstag, 6. Oktober*

Gavin Hendrikson begrüßte Kevin und Ronan persönlich am Eingang des Fenn Towers. »Das ist eine Katastrophe.« Er war blass um die Nase, und seine Stimme klang, als würde er jeden Moment in Tränen ausbrechen. »Erst John Thunderdrum, jetzt Lara Ackerman. Irgendein Psychopath hat es offenbar auf die Studenten der CSU abgesehen. Stoppen Sie den Kerl, bevor er noch mehr Menschen umbringt.« Anklagend blickte er Ronan und Kevin an.

»Das haben wir vor, Sir«, versicherte Ronan.

Er blickte auf die junge Frau, die bleich an der Wand lehnte und mit einer Beamtin sprach. Sie hatte Lara Ackerman gefunden, als sie sie abholen wollte, um mit ihr gemeinsam zur Vorlesung zu gehen. Als sie sah, dass sich unter der Tür bis auf den Flur eine dunkle Lache gebildet hatte, öffnete sie die Tür, die nicht verschlossen gewesen war, und hatte das Grauen gesehen und zu schreien begonnen. Womit sie erst aufgehört hatte, als der Notarzt ihr eine Beruhigungsspritze gegeben hatte.

Gavin Hendrikson schluckte. »M-muss ich dabei sein, wenn Sie ...«

»Nein«, versicherte Kevin. »Wenn Sie dafür sorgen würden,

dass die Studenten aus demselben Stockwerk vorübergehend anderswo untergebracht werden können, bis wir mit den Untersuchungen fertig sind.«

»Natürlich. Selbstverständlich. Ich kümmere mich.« Hendrikson suchte sichtbar erleichtert das Weite.

Kevin fuhr mit Ronan hoch in das Stockwerk, in dem der neue Mord geschehen war. Er roch schon von Weitem den intensiven Blutgeruch, der jede Ritze des Gebäudes durchdrang und sich stetig ausbreitete. Zum Glück konnten Menschen das nicht in demselben Maße riechen. Er versuchte, sich auf das bewährte Bild vom Moostepich und einer duftenden Blumenwiese zu konzentrieren, um den Eindruck auszublenden. Meistens half ihm das. Heute jedoch ließ ihm der Blutgeruch das Wasser im Mund zusammenlaufen.

Andere Leute ließ er sich nur die Seele aus dem Leib kotzen, wie verschiedene Hinterlassenschaften auf dem Flur des betreffenden Stockwerks bewiesen. Die Beamten, die das Stockwerk abgeriegelt hatten, hielten sich so weit wie nur möglich von Lara Ackermans Zimmer fern. Vor dem stand Dr. Schuyler und starrte hinein, während die Tatortermittler darauf warteten, dass sie die Leiche aus dem Zimmer holte, damit sie ihre Arbeit fortsetzen konnten.

»So was habe ich in meiner gesamten Laufbahn noch nicht gesehen«, sagte sie, als die beiden Männer sie erreicht hatten. »Das ist das Perverseste, was mir je untergekommen ist.«

Kevin warf über ihre Schulter einen Blick ins Zimmer. Kein Wunder, dass sogar die gestandene Rechtsmedizinerin erschüttert war. An der Wand neben der Tür, die wohl ins Bad führte, war eine blutige Haut genagelt, die ihren Umrissen und dem blutverklebten blonden Haar nach zu urteilen, das noch an der Kopfhaut hing, einem Menschen gehört haben musste. Der Eigentümer der Haut lag abgeschält wie ein Tier auf dem blutgetränkten Bett, offenbar dort hingeworfen wie Abfall. Der gesamte Raum starrte von Blut. Und unter dessen Duft nahm Kevin jenen Geruch wahr, den er auch dort gewittert hatte, wo John

Thunderdrum ermordet worden war.

Dr. Schuyler blickte ihn und Ronan an. »Wenigstens Sie beide kriegen nicht das große Kotzen und fallen auch nicht in Ohnmacht wie Officer Keene. Dann kann ich wohl davon ausgehen, dass Sie mir helfen werden, die Leiche einzutüten.« Sie hielt einen schwarzen Leichensack hoch.

»Natürlich, Doc«, versicherte Ronan. Er war zwar ebenfalls blasser als sonst, aber er hielt sich tapfer.

Da offensichtlich war, wie die Leiche zu Tode gekommen war und die Tatortermittler schon einige Fotos gemacht hatten, halfen sie Dr. Schuyler, die Überreste von Lara Ackerman in den Leichensack zu stecken und auf die Bahre zu verfrachten, die bereits vor dem Zimmer abgestellt worden war. Ronan betrachtete die an die Wand genagelte Haut. Sie war mit herkömmlichen Nägeln fixiert worden.

»Das hat garantiert einen Höllenlärm veranstaltet, die Haut anzunageln. Das muss doch mindestens das ganze Stockwerk aufgeweckt haben.«

Kevin hörte nur mit halbem Ohr hin und nahm auch nur am Rande wahr, dass die Tatortermittler zurückkehrten, um ihre Arbeit fortzusetzen, nachdem die Leiche das Zimmer verlassen hatte. Er starrte auf das Blut an seiner Hand. Der Geruch ließ ihm das Wasser im Mund zusammenlaufen. Am liebsten hätte er es abgeleckt, statt die Handschuhe auszuziehen und das Blut mit ihnen wegzuwerfen. Es war Menschenblut, verdammt! Auch wenn es von einer Toten stammte, mit deren Ableben er nicht das Geringste zu tun hatte, war und blieb es tabu. Aber die Versuchung war groß.

Er zuckte zusammen, als er Ronans Hand auf der Schulter fühlte.

»Alles in Ordnung, Vin?«

Er schüttelte den Kopf. »Nicht wirklich. Aber ich komme klar.« Er streifte die Handschuhe ab und steckte sie in einen Abfallbeutel in seiner Jackentasche, den er zu dem Zweck immer bei sich trug.

Ronan sah ihm in die Augen. »Wenn du einen Moment allein brauchst: Jemand muss sich im Bad umsehen. Das ist momentan leer.«

»Danke.«

Er zog sich neue Einweghandschuhe an und ging ins Bad. Hier stank es nach den üblichen Badchemikalien, was ihm übel werden ließ. Aber dieser Gestank überdeckte wenigstens den Blutgeruch aus dem Wohnzimmer. Halbwegs. Er sah sich gründlich um, aber das Bad war buchstäblich sauber. Zum Zeitpunkt der Tat war dessen Tür geschlossen gewesen. Hier gab es keine Blutspuren. Der Mörder hatte das Bad nicht benutzt, um sich das Blut abzuwaschen, mit dem er reich besudelt gewesen sein musste.

Trotzdem verließ Kevin das Bad erst, als er mithilfe einer kurzen Meditation erreicht hatte, dass er den Geruch von Blut und Tod genug ausblenden konnte, dass der in ihm keine unerlaubten Gelüste mehr weckte.

Nachdem er und Ronan sich einen ersten Eindruck verschafft hatten, überließen sie den Tatort der CSI-Unit und machten sich daran, die Studenten zu befragen, die mit Lara Ackerman auf derselben Etage wohnten, sowie die letzten vierundzwanzig Stunden vor ihrem Tod zu rekonstruieren.

\*\*\*

Professor Rothwell wirkte betroffen, als er vor seine Studenten trat und ihnen eröffnete, dass Johnny Thunderdrum und Lara Ackerman ermordet worden waren. Näheres wusste er nicht, aber die Polizei ermittelte. Natürlich löste das Bestürzung aus. Nur nicht bei Penny. Sie hatte letzte Nacht davon geträumt, dass Lara, das Biest, auf exakt die Weise umgekommen war, die sie in ihrer Story für das Todesspiel beschrieben hatte. Es hatte Penny sogar im Traum mit immenser Befriedigung erfüllt, ihre oberste Foltermeisterin sterben zu sehen, die Angst und den Schmerz zu genießen, den Lara empfunden hatte, als sie lebendig abgehäutet

worden war.

Josh, der wieder neben ihr saß, legte seine Hand über ihre und drückte sie beruhigend. Penny traute ihm immer noch nicht. Josh sah viel zu gut aus, um es wirklich ernst mit ihr zu meinen. Aber sie sehnte sich so sehr nach Akzeptanz, dass sie sich in seiner Aufmerksamkeit aalte und entschlossen war, sie zu genießen, bis sie endete. In absehbarer Zeit, keine Frage. Da konnte er ihr noch so viel erzählen, dass er ihre Seele schön fand. Klang gut, aber war natürlich nur eine Lüge. Gleichzeitig sehnte sich Penny danach, dass es die Wahrheit sein möge.

Aber wahrscheinlich hatte er was mit dieser Sheila. Die starrte ihn bei jeder sich bietenden Gelegenheit an. Da! Schon wieder. Und dieses falsche Lächeln, das sie Penny schenkte, als sie merkte, dass sie den Schmachtblick auf Josh bemerkt hatte. Biest! Wie Lara.

Und auch Chester Harrington sah zu ihr hin und grinste verächtlich. Stieß seinen Kumpel neben ihm an und machte ihn darauf aufmerksam, dass Josh ihre Hand hielt. Beide lachten und schienen von der Nachricht von Johnnys und Laras Tod nicht allzu betroffen zu sein. Dreckskerle, die!

»Da Sie das offenbar amüsant finden, Mr. Harrington«, Professor Rothwells Stimme klang schneidend, »haben Sie wohl nichts dagegen, Ihre Todesgeschichte als Nächster vorzutragen. Aber wir sollten auch Mr. Thunderdrums Story hören. Miss Partridge, würden Sie sich bitte darum kümmern herauszufinden, ob er sie schon ausgedrückt hatte. Da er seine Teilnahme an dem Wettbewerb nicht freiwillig beendet hat, halte ich es nur für fair, wenn seine Story ebenfalls zugelassen wird.«

Sheila stimmte zu. Bestimmt würde sie darauf bestehen, Johnnys Geschichte vorzulesen und in der nächsten Zeit alles daran zu setzen, sich als Laras Nachfolgerin zu etablieren.

Penny zuckte zusammen, als Josh ihre Hand drückte. »Nicht jeder ist dein Feind, Penny«, versicherte er.

Wie kam er jetzt darauf?

»Wollen wir heute Abend zusammen was unternehmen? Da-

mit du auf andere Gedanken kommst.«

Sie nickte. Eher automatisch. Sie würde nicht mit ihm ausgehen. Das provozierte nur wieder Spott und Hohn, wenn irgendjemand sie sah, der sie kannte. Aber vielleicht konnte sie Josh überreden, mit ihr Schach zu spielen. Dafür ließ sich garantiert eine Nische finden, in der sie ungestört wären. Aber was meinte er damit, dass sie auf andere Gedanken kommen sollte? Wahrscheinlich glaubte er, dass Johnnys und Laras Tod sie betroffen gemacht hätte. Hatte er nicht. Im Gegenteil freute sie sich darüber, auch wenn sie sich dafür schämte. Aber die beiden hatten sie so sehr verletzt, dass ihr Tod ihr absolut nicht leidtat.

»Gern«, sagte sie nur und freute sich tatsächlich ein bisschen auf den Abend mit Josh.

\*\*\*

Kevin streckte die Beine unter dem Tisch aus und betrachtete die Notizen, die er und Ronan zu dem Fall der beiden Morde an die dafür vorgesehene Tafel gepinnt hatten. Ronan hatte Commander Taggart vorgeschlagen, eine Sondereinheit zu bilden, die diese Fälle bearbeitete, aber Taggart hatte abgelehnt. Die Polizei war chronisch unterbesetzt, und solange es keine Beweise gab, die zweifelsfrei belegten, dass die beiden Morde mehr gemeinsam hatten als nur die Tatsache, dass die beiden Toten Studenten an derselben Uni gewesen waren, sah er keine Notwendigkeit für eine Sonderkommission.

Leider konnte Kevin ihm nicht sagen, dass beide von demselben Mörder getötet worden waren. Sam hatte sich bis jetzt nicht wieder gemeldet, obwohl Ronan sie über die neueste Entwicklung benachrichtigt und sie sich den Tatort schon angesehen hatte. Wieder mit dem Ergebnis, dass sie nicht herausfinden konnte, woher das Ding gekommen war, wohin es verschwunden war und wieso Sam nicht in der Lage war es aufzuspüren. Sie hatte ihnen lediglich ein »Phantombild« gezaubert, denn diesmal hatte das Ding keine Henkersmaske getragen wie beim ersten Mal,

weshalb sie dessen Gesicht in der Retrospektion hatte sehen können.

Doch das verzerrte menschliche Gesicht mit den glühenden gelben Augen sah dermaßen grotesk aus, dass sie es niemandem zeigen konnten. Wozu auch? Wahrscheinlich würde jeder Betrachter glauben, dass es sich bei dem Bild um einen Scherz handelte. Das Ding konnte man also niemandem zwecks Identifizierungsversuch vorlegen.

Ronan blickte ihn an. »Verdammt, Vin, was entgeht uns? Irgendwo *muss* es einen Zusammenhang geben. Den sollten wir schleunigst finden, bevor noch ein Mord passiert.«

Was Ronan zu Recht befürchtete, denn ein Mörder, der innerhalb von nur zwei Tagen zwei Menschen tötete, legte ein Tempo vor, das er garantiert nicht verlangsamen würde. Es sei denn, es handelte sich nicht um den üblichen durchgeknallten Anderswesen-Serienkiller, sondern sein Feldzug hätte ganz gezielt nur diesen beiden Personen gegolten. Aber was hatten John Thunderdrum und Lara Ackerman gemeinsam? Nichts, wie es aussah; außer der Tatsache, dass sie dieselbe Uni besuchten und im Fenn Tower auf verschiedenen Etagen wohnten. Der einzige Kurs, den sie gemeinsam belegt hatten, war Philosophie. Und John hatte versucht, in Laras Clique aufgenommen zu werden, wie sie herausgefunden hatten. Lara hatte ihn jedoch abserviert.

Sie war überhaupt ein Miststück gewesen, nach allem, was Ronan und Kevin inzwischen erfahren hatten. Und es gab sehr viel mehr als nur einen Studenten, der ihr jeden nur möglichen grausamen Tod an den Hals gewünscht hatte. John Thunderdrum war dagegen ein ruhiger Typ gewesen, der so gar nicht in Laras Kreise gepasst hatte.

Da es sich bei dem Killer aber nicht um einen Menschen handelte, brauchte er vielleicht gar keinen Grund oder ein besonderes Beuteschema, um seinen Blutdurst auszuleben. Oder es gab doch eine Gemeinsamkeit, die sie nur noch nicht gefunden hatten. Blut ... Kevin hatte wieder den appetitanregenden Geruch von Lara Ackermans Blut in der Nase. Ein bisschen von dem Ge-

ruch haftete noch an seiner Jackentasche, in der er die blutigen Einweghandschuhe vorübergehend aufbewahrt hatte.

»Ronan, ich muss dir was sagen.«

Ronan wandte seinen Blick von der Tafel, lehnte sich im Sessel zurück und blickte ihn erwartungsvoll an. »Schieß los.«

»Wegen vorhin.« Kevin räusperte sich unbehaglich.

»Du bist mir keine Rechenschaft schuldig.«

»Ich weiß. Aber du sollst – musst wissen, woran du mit mir bist. Der Blutgeruch hat mich unglaublich angetörnt. Ich musste mich schwer beherrschen, dass ich mir das Blut nicht von den Fingern lecke.« Er fuhr sich mit der Hand über das Gesicht. »Gott, ich habe das Gefühl, dass aus mir ein Monster geworden ist.«

Ronan schnaubte und schüttelte den Kopf. »Ganz sicher nicht. Und das mit dem Blut, das ist deine Natur. So wie es meine Natur ist, in jedem Baum einen Bruder zu sehen. Ich habe das Bedürfnis, jeden von ihnen zu umarmen und sein Leiden zu heilen. Das ist der natürliche Instinkt der Dryaden.« Er schüttelte den Kopf. »Ich tue es nie. Außer in meinem eigenen Garten. Denn täte ich es, wäre ich ziemlich schnell tot, weil ich meine bescheidenen Kräfte verausgaben würde.« Er sah Kevin bedeutsam an. »Solange du deiner Natur nicht in der Form nachgibst, dass du Menschen anfällst, habe ich kein Problem damit. Und dass du das niemals tun wirst, weiß ich mit absoluter Sicherheit.«

Ronans bedingungslose Akzeptanz tat ihm einerseits unglaublich gut. Andererseits empfand er sie als Last. Was, wenn Ronan sich irrte und Kevin doch nicht stark genug war, der immer neuen Versuchung zu widerstehen? Wenn er eines Tages seinen Gelüsten nachgab und sich nicht mehr beherrschen konnte – sich vielleicht nicht mehr beherrschen wollte? Ronan wäre zutiefst enttäuscht.

Der lächelte. »Nein. Das wird nicht passieren. Tut mir leid, mein Freund, dass ich gerade deine Gedanken gelesen habe. Aber du hast so ›laut‹ gedacht, dass du sie mir förmlich ins Gehirn gebrüllt hast. Du bist stark, Vin. Du hast bereits Schlimme-

res überstanden als die Verwandlung in einen Werwolf. Du wirst mich, vor allem aber dich selbst niemals in der Form enttäuschen, die du befürchtest.«

Kevin schüttelte den Kopf. »Wie kannst du dir da so sicher sein, wenn ich das nicht mal bin?«

Ronan grinste. »Weil es zu den natürlichen Fähigkeiten von Dryaden gehört, Menschen ›erkennen‹ zu können. Das ist das Geheimnis meines Erfolges als Cop. Auch wenn ich nur zur Hälfte ein Dryad bin.« Er beugte sich vor und blickte ihn ernst an. »Glaub mir, mein Freund, egal was für Anwandlungen und Gelüste du hast, du wirst ihnen niemals nachgeben, solange du noch deinen Verstand beisammenhast. Deine Menschlichkeit ist zu stark dafür.« Er dachte eine Weile nach. »Wir machen Folgendes. Ich als dein Vorgesetzter autorisiere dich dauerhaft und uneingeschränkt, dich jederzeit zurückziehen zu dürfen, wenn du das Gefühl hast, dass eine Situation dich überfordert. Sollte jemand fragen, habe ich dich mit irgendeinem Auftrag weggeschickt. Am besten nehmen wir dafür Zeugenbefragung oder das Checken irgendwelcher möglichen Hinterausgänge der Örtlichkeit, wenn keine Zeugen vorhanden sind.« Er lächelte und nickte. »Wir schaffen das.«

Ronans Loyalität trieb ihm die Tränen in die Augen. Er hätte es sehr viel schlechter treffen können. Dass er das große Glück gehabt hatte, dass ausgerechnet sein neuer Vorgesetzter nicht nur genau wusste, was er war, sondern ihn trotzdem vorbehaltlos akzeptierte, ihn deckte und unterstützte, war ein Geschenk Gottes. Und ja, verdammt, mit einem Freund wie ihm an der Seite würde er es schaffen, mit den Nachteilen seiner neuen Natur klarzukommen.

»Danke, Ronan.«

Ronan grinste. »Wozu hat man Freunde.« Er sah auf die Uhr. »Ich mache Schluss für heute. Da wir den Fall noch allein bearbeiten und im Moment sowieso nicht weiterkommen, sehe ich nicht ein, dass ich mir die Nacht um die Ohren schlagen soll. Ich muss mich um meine Familie kümmern. Abby gerät nur allzu

leicht in Panik, wenn ich mich zu sehr verspäte.«

Abby war Ronans sechsjährige Tochter, die er und Sarah vor wenigen Wochen adoptiert hatten. Das Mädchen besaß die Fähigkeit, Geister zu sehen und hatte Visionen. Ihre vor zwei Jahren verstorbenen Eltern hatten sie deshalb in die Kinderpsychiatrie gesteckt, nicht ahnend, dass einer der Ärzte ein sogenannter Psi-Vampir war, der Abbys Kräfte gnadenlos für seine eigenen Zwecke benutzt hatte. Sam war von einer besorgten Krankenschwester auf den Arzt angesetzt worden, den die Schwester verdächtigte, das Mädchen zu missbrauchen. Das hatte das Wesen zwar getan, aber auf ganz andere Weise, als die Schwester befürchtet hatte.

Sam hatte den Kerl ausgeschaltet und Abby bei den Kerrys untergebracht. Das Mädchen brauchte Eltern, die mit ihrer Gabe umzugehen wussten und sie nicht für verrückt hielten. Die Seelenheilkräfte von Ronans leiblicher Tochter Siobhan halfen Abby, das Trauma zu überwinden. Aber das würde noch sehr lange dauern.

Kevin sah zur Uhr. Es war schon nach sieben. Er hatte um acht eine Verabredung mit dem geheimnisvollen Vincent Cronos und anschließend Nachtschicht. Dazwischen wollte er ebenfalls noch nach Hause, um mit seinem Rudel das tägliche Ritual zu absolvieren.

»Geh nur, Ronan. Ich kann meine Nachtschicht dazu nutzen, noch ein bisschen tiefer zu graben. Da Sam gesagt hat, dass sie den Campus überwachen lässt, wird zumindest dort diese Nacht kein weiterer Mord stattfinden.« Was gar nichts heißen wollte, denn John Thunderdrum war nicht auf dem Campus ermordet worden. Aber man hatte ihn von dort entführt.

Ronan ging, und Kevin machte eine halbe Stunde später ebenfalls vorübergehend Schluss.

\*\*\*

Die *Winking Lizard Tavern*, 1852 Coventry Road in Cleveland

Heights, war eine »Taverne«, die sich auf den Ausschank von Bier spezialisiert hatte. Auf der Getränkekarte war nahezu jede gängige Biersorte zu finden, einschließlich etlicher ausländischer Marken. Eine davon trug den interessantesten Namen »Bayrischer Bahnhof« und bestand aus echtem bayrischen Bier.

Als Kevin ankam, war Cronos noch nicht da. Deshalb setzte er sich an einen Tisch und gönnte sich ein Left Hand Milk Stout Draft, ein süß schmeckendes Stoutbier. Bevor er den ersten Schluck nahm, wappnete er sich gegen den Geschmack, um weder das Gesicht zu verziehen, noch es auszuspucken. Da es aber aus Naturprodukten gebraut war, empfand er es als erträglich.

Er hatte den ersten Schluck gerade hinuntergebracht, als Cronos eintrat, sich kurz umsah, ihm zunickte, als wüsste er genau, mit wem von den Anwesenden er verabredet war. Er setzte sich zu ihm an den Tisch, nachdem er sich einen Asfall Dry Cider von der Theke geholt hatte.

»Guten Abend, Mr. Bennett. Vincent Cronos.« Er reichte ihm die Hand.

Kevin drückte sie und fragte sich, was der Mann von ihm wollte. Falls er ein Mann war, denn dessen Geruch sagte ihm, dass er keinen Menschen vor sich hatte.

»Mr. Bennett, ich danke Ihnen, dass Sie unserem Treffen zugestimmt haben.«

»Sie haben es geheimnisvoll genug gemacht, dass ich neugierig geworden bin. Was mit Sicherheit Ihre Absicht war.«

Cronos grinste und neigte zustimmend den Kopf.

»Ich frage mich natürlich, was ein Schriftsteller von mir will. Insiderinformationen über Polizeiarbeit für ein neues Buch?«

Cronos schüttelte den Kopf. »Wie Sie vielleicht wissen, schreibe ich keine Krimis, sondern historische Romane. Davon abgesehen«, er senkte die Stimme zu einem so leisen Flüstern, dass Kevin kein Wort verstanden hätte, wenn er nicht das feine Gehör eines Wolfs besessen hätte, »bin ich ein Vampir. Genauer gesagt bin ich ein Wächter meiner Art.« Er hielt ihm die rechte Hand hin, an der er einen Goldring mit einem auffallenden Rubin trug.

»Der Ring der Gerechtigkeit, das Insignium meines Amtes. Und ich weiß, dass Sie ein Werwolf sind, der Leitwolf des hiesigen Rudels, wie Sam mir sagte. Deshalb bat ich Sie um das Treffen.«

Deshalb roch er also vollkommen anders als ein Mensch. Ein Vampir. Seine Haut war nicht so bleich, wie Kevin es für einen Vampir vermutet hätte. Er fragte sich, was ausgerechnet ein Vampir von ihm wollte, noch dazu ein Wächter.

»Ich höre.«

Cronos trank einen Schluck Cider mit sichtbarem Genuss, ehe er die Frage beantwortete. »Sicherlich wissen Sie, dass es zwischen unseren Völkern in der Vergangenheit immer wieder kriegerische Auseinandersetzungen gegeben hat. Meistens ging es dabei um Territoriumsstreitigkeiten, die oft blutig endeten. Der Frieden ist erst knapp zweihundert Jahre jung, aber trotzdem bleiben wir in der Regel für uns.«

Das war Kevin neu. Er hatte immer noch mehr als genug damit zu tun, sich daran zu gewöhnen, ein Werwolf zu sein, und sich mit der Geschichte seines »Volkes« noch nicht näher beschäftigt.

Cronos trank einen weiteren Schluck. »Aus diesem Grund lassen wir uns normalerweise nicht dort nieder, wo bereits ein Werwolfrudel lebt.«

Kevin sagte dazu nichts, sondern blickte Cronos nur aufmerksam an. Was hätte er dazu auch sagen sollen?

»Als wir aber neulich in Scharen hier eingefallen sind, um Gwyn the Harpers Konzert zu genießen – der übrigens auch ein Vampir ist –, haben einige von uns an der Stadt Gefallen gefunden und sind spontan hergezogen. Es sind zwar nur elf – zwölf mit mir –, aber sie sind nun mal hier.«

Gwyn the Harper war ein Vampir? Kevin war auch bei dem Konzert gewesen, weil Sam, die für den Musiker die Security übernommen hatte, ihm Freikarten besorgt hatte. Er mochte die Musik des Harfenspielers, die eine Mischung aus Folk und Klassik war und von ihm mit einer Leidenschaft vorgetragen wurde, dass man das Gefühl hatte, die Songs nicht nur zu hören, sondern zu fühlen, was deren Helden empfanden und erlitten. Sie

hatten nicht nur Kevin zu Tränen gerührt. Seitdem war er ein be-  
kennender Fan von Gwyn the Harper. Und der war ein Vampir?  
Unfassbar! Gleichzeitig gab ihm das Hoffnung. Vor allem würde  
es Ally Hoffnung geben, dass man auch als Werwölfin oder  
Vampir das Rampenlicht nicht zu scheuen brauchte und sie sich  
ihren Traum, eine berühmte Tänzerin zu werden, trotzdem er-  
füllen konnte. Er lächelte unwillkürlich.

Cronos wertete sein Lächeln wohl als gutes Zeichen, denn er  
lächelte ebenfalls. »Es freut mich, dass Sie das positiv aufneh-  
men, Mr. Bennett. Ich gebe zu, dass der gegenwärtigen Situation  
eine Nachlässigkeit von uns Wächtern zugrunde liegt. Wir haben  
versäumt, unsere Daten darüber, welche Territorien von wel-  
chen Anderswesen besetzt sind, auf den neuesten Stand zu brin-  
gen. Deshalb haben wir erst, nachdem wir schon hier waren, ge-  
merkt, dass es hier ein Werwolfrudel gibt.«

Kevin trank einen Schluck von seinem Bier. »Das sagen Sie mir  
warum?«

»Um Ihnen zu versichern, dass ich in meiner Eigenschaft als  
Wächter streng darauf achten werde, dass von unseren Leuten  
keinerlei Übergriffe auf Ihre stattfinden. Die Kolonie hat explizi-  
te Anweisung, sich von Ihrem Territorium fernzuhalten, also  
von dem Gebiet, in dem Sie wohnen. Der Cuyahoga Valley Nati-  
onal Park, wenn ich recht informiert bin. Und ich drehe jedem  
persönlich den Hals um, der sich nicht daran hält.« Er zuckte mit  
den Schultern. »Die Stadt ist öffentliches Gebiet, das wir uns  
wohl oder übel teilen müssen.« Er sah Kevin erwartungsvoll an.

»Da sehe ich kein Problem, Mr. Cronos. Das Einzige, was wir  
wollen, ist, in Ruhe gelassen zu werden. Wir waren noch nicht  
mal eine Woche – eh, entstanden, als wir schon die Jäger von  
PROTECTOR auf dem Hals hatten, die nicht nur uns beinahe ge-  
tötet hätten. Wir hatten ein sehr knappes Entkommen. Dank Sam  
und einer gewissen Lady Sybilla, die kennenzulernen ich noch  
nicht das Vergnügen hatte. Das ist gerade erst vier Wochen her.  
Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, dass uns der Schock noch in  
den Knochen steckt.« Er schüttelte den Kopf. »Wir wollen nur in

Ruhe und Frieden leben. Keiner von uns hat jemals einen Streit mit einem Vampir gehabt. Da ich nun weiß, dass Sie und Ihre Leute hier leben, werde ich meinerseits meine Rudelmitglieder anweisen, Ihnen allen aus dem Weg zu gehen und jede zufällige Begegnung absolut friedlich zu gestalten. Und ich drehe jedem persönlich den Hals um, der sich nicht daran hält.«

Cronos lächelte. »Das ist es, was ich gehofft hatte, von Ihnen zu hören.« Er zog eine Visitenkarte aus der Hemdtasche und schob sie Kevin hin. »Sollte es einmal Probleme welcher Art auch immer geben, bitte ich Sie, nichts auf eigene Faust zu unternehmen. Sprechen Sie bitte immer zuerst mit mir. Als Wächter bin ich die für meine Leute zuständige Polizei. Glauben Sie mir, wenn sich einer was zuschulden kommen lässt – egal ob gegen Mensch oder Werwolf – wird er dafür von mir zur Rechenschaft gezogen oder vor ein Tribunal gestellt, das ihn angemessen bestraft. Denn als Werwolf wissen Sie natürlich, wie essenziell es ist, dass die Menschen nichts von uns erfahren.«

Kevin nickte. »Es gibt schon zu viele, die Bescheid wissen.« Er steckte Cronos' Karte ein und gab ihm eine von seinen. »Im umgekehrten Fall gilt dasselbe. Sollte es Grund zur Klage über einen meiner Leute geben, werde ich dafür sorgen, dass die Sache bereinigt wird. Und notfalls unseren Wächter informieren.«

Cronos steckte die Karte ein, lehnte sich zufrieden lächelnd zurück und hob sein Glas. »Dann trinke ich auf ein friedliches Miteinander unserer beiden Spezies. Möge der Frieden nie gestört werden.«

»Amen!«

Kevin hob ebenfalls sein Glas und stieß mit Cronos an. »Ich bin wirklich sehr an einem, wenn es nach mir ginge, ewigen Frieden zwischen unseren, eh, Völkern interessiert, Mr. Cronos«, versicherte er dem Vampir. »Wir haben genug mit uns selbst zu tun.«

Cronos nickte und lächelte mitfühlend. »Sie werden sich daran gewöhnen. An Ihre neue Existenz. Ich persönlich bin zwar ein geborener Vampir, aber ich habe genug Verwandelte in ihren ersten Monaten als ihr Mentor betreut, um Ihnen das versichern

zu können. Es gibt nur sehr wenige, die es nicht schaffen. In der Regel begehen sie innerhalb der ersten drei Monate Selbstmord oder schlagen sich auf die dunkle Seite. Wenn Sie und Ihr Rudel das erste halbe Jahr überstanden haben, ohne dass das eine oder andere eintritt, haben Sie das Schlimmste überstanden. Alles andere kommt mit der Zeit.«

»Danke, Mr. Cronos. Ich werde die Aufmunterung an meine Rudelgeschwister weitergeben. Die können das brauchen.«

Cronos schlürfte seinen Cider und blickte Kevin nachdenklich an. »Ich sage es Ihnen ganz offen, Mr. Bennett. Wir haben hier die einmalige Chance, nachhaltig etwas für eine positive Veränderung des Verhältnisses zwischen Vampiren und Werwölfen zu tun. Wenn unsere friedliche Koexistenz klappt, wovon ich einfach mal ausgehe, zeigt das den anderen, dass wir uns problemlos ein Territorium teilen können, ohne dass die eine oder andere Partei sich etwas vergibt. Das Misstrauen gegeneinander ist immer noch sehr groß. Ich will Ihnen nicht verschweigen, dass der Frieden nach wie vor auf wackeligen Füßen steht, obwohl er schon zweihundert Jahre alt ist. Entweder man geht sich aus dem Weg oder beäugt sich misstrauisch.« Er beugte sich vor. »Gerade weil Sie neu sind und noch nicht von den Vorurteilen gegen Vampire vergiftet wurden – die, wie ich zugeben muss, in manchen Bereichen durchaus ihre Berechtigung haben und auf Gegenseitigkeit beruhen – stehen die Chancen überaus gut, dass unser Beispiel Schule macht.«

Kevin nickte. »Ich versichere Ihnen nochmals, Mr. Cronos, dass unsere Seite keinen Streit anfangen wird. Wir wollen, wie ich schon sagte, nur unsere Ruhe. Halten Sie sich an Ihre Zusage, dass Ihre Leute keine Übergriffe auf uns starten, dann ist der Frieden von unserer Seite aus garantiert.«

Cronos lehnte sich zufrieden lächelnd zurück und hob sein Glas. »Auf den Frieden.«

»Auf den Frieden.« Kevin stieß mit ihm an und machte noch eine Weile Smalltalk mit Cronos, ehe er sich verabschiedete und nach Hause fuhr, um dem Rudel die Neuigkeit mitzuteilen. Er

hoffte sehr, dass es niemals einen negativen Zwischenfall mit einem Vampir gab, denn auch er sah in der gegenwärtigen Konstellation eine wichtige Chance für sein Rudel.

Als er eine halbe Stunde später sein Haus betrat, spürte er, dass alle zu Hause waren. Mochten sie früher die Abende genutzt haben, um soziale Kontakte zu pflegen, Party zu machen und sich möglichst nicht in ihren Zimmern im Wohnheim oder im Haus der Eltern aufhalten zu müssen, wählten sie freiwillig die Zurückgezogenheit, seit sie Werwölfe waren. Nur allzu verständlich, da jede Begegnung mit Menschen die Gefahr der ungewollten Entdeckung mit sich brachte. Das war jedoch momentan nicht das Schlechteste, denn es förderte das Zusammenwachsen des Rudels, auch wenn sich jeder weitgehend in seinem Zimmer aufhielt.

»Rudelversammlung!«, rief er, obwohl es genügt hätte, das normal zu sagen. Schließlich hörten Werwölfe noch ganz andere Dinge als jedes im Haus gesprochene Wort.

Sam hatte das Haus auch in diesem Punkt mit einem Zauber versehen, um ihrer aller Privatsphäre zu wahren. Jeder hörte nur das, was an ihn gerichtet war oder das gesamte Rudel betraf. Für alles andere funktionierte der Zauber wie eine absolute Schallisolierung, was Gespräche und andere Lautäußerungen betraf. Es sei denn, jemand ließ seine Tür absichtlich offen, um auf diese Weise Kontakt zuzulassen. Kevin tat das meistens, um den jungen Leuten zu signalisieren, dass er jederzeit für alle ansprechbar war. Die einzige Tür, die er grundsätzlich schloss, war die zu seinem Schlafzimmer.

Er setzte sich ins Wohnzimmer und wartete, bis alle ihre Plätze um den Tisch eingenommen hatten. Als Erstes absolvierten sie ihr Ritual, knüpften Knoten und heulten gemeinsam. Anschließend berichtete jeder, wie sein Tag gewesen war. Patrick drückte sich mal wieder mit einem gelangweilten »Nichts Besonderes vorgefallen.« Kevin ließ das so stehen, entschloss sich aber, den jungen Mann aus der Reserve zu locken, falls der nicht in abseh-

barer Zeit damit aufhörte.

»Es gibt für uns alle eine neue Entwicklung«, sagte er, nachdem er selbst von seinem Tag berichtet hatte, ohne Einzelheiten zu den Fällen zu nennen. »Nichts wovon wir uns fürchten müssten«, fügte er beruhigend hinzu, als die anderen ihn mehr oder weniger unsicher oder ängstlich ansahen. »Wir haben sozusagen neue Nachbarn bekommen. Ein paar Vampire sind in die Stadt gezogen; zwölf an der Zahl. Ich hatte vorhin ein gutes Gespräch mit ihrem Wächter, Vincent Cronos. Wir sind uns darüber einig, dass wir ein friedliches Miteinander praktizieren werden. Die Vampire werden sich vom Valley fernhalten, und ich habe zugesagt, dass wir alle jede zufällige Begegnung absolut friedlich gestalten.« Er blickte Patrick scharf an, der nur mit den Schultern zuckte.

»Was genau heißt das?«, wollte Fiona wissen.

»Leben und leben lassen. Wenn wir einem Vampir begegnen, ignorieren wir ihn oder, falls es zu einem Kontakt kommen sollte, machen allenfalls höfliche Konversation und gehen friedlich unserer Wege. Unter keinen Umständen wird einer von uns einen Vampir angreifen. Nicht einmal dann, wenn er uns zu provozieren versuchen sollte.«

»Warum sollten die das tun?« Ally blickte ihn verständnislos an.

»Wie ich Mr. Cronos verstanden habe, existieren alte Ressentiments zwischen unseren beiden, eh, Spezies. Und wie wir alle wissen, verleiten Vorurteile manche Leute zu idiotischem und manchmal gewalttätigem Verhalten. Ich habe Mr. Cronos mein Wort gegeben, dass wir uns nicht provozieren lassen und dass keiner von uns einem seiner Leute zu nahe tritt. Und jeder, der sich daran nicht hält, lernt mich kennen.« Wieder fixierter er Patrick, der abwehrend die Hände hob und schwieg. »Sollte es notwendig sein, werden er und ich uns darum kümmern, dass Streitereien aus der Welt geschafft werden. Gegen freundschaftliche Kontakte ist natürlich nichts einzuwenden, falls sich welche ergeben sollten.« Er blickte eindringlich in die Runde. »Diese Ent-

wicklung ist eine unerwartete Gelegenheit für uns, unseren quasi ›angeborenen‹ schlechten Ruf drastisch zu verbessern.«

»Das verstehe ich nicht.« Chris blickte ihn fragend an.

»Nun, Vampire und Werwölfe gehen sich wohl grundsätzlich aus dem Weg. Wo es in der Vergangenheit Berührungen gab, endeten die oft mit handfesten Auseinandersetzungen darüber, wem das jeweilige Territorium gehört oder wo das des einen beginnt und des anderen endet. Selbst heute noch, sagte mir Mr. Cronos, lassen sich Vampire in der Regel nie dort nieder, wo bereits Werwölfe leben und umgekehrt. Dass seine Leute hergezogen sind, liegt nur daran, dass sie zu spät erfahren haben, dass wir schon hier wohnen. Wenn es uns gelingt, mit den hiesigen Vampiren friedlich zusammenzuleben und die Stadt mit ihnen zu teilen, erwerben wir uns allein schon dadurch den Ruf, ein friedliebendes Rudel zu sein, das niemandem Scherereien macht und erst recht nicht mit dem dunklen Pfad liebäugelt wie die Dunkelwölfe, denen wir diese unfreiwillige Existenz verdanken.« Er blickte seine Rudelgeschwister wieder der Reihe nach an. »Deshalb muss ich mich hundertprozentig auf jeden von euch verlassen können, dass ihr mit den Vampiren Frieden haltet und jedem Streit mit ihnen aus dem Weg geht. Habe ich euer Wort?«

Alle nickten. Sogar Patrick, wenn auch zögernd. Er war ein Heißsporn, wie er im Bucho stand. Einem Streit aus dem Weg zu gehen, war nicht sein Ding. Er focht ihn lieber bis zum bitteren Ende aus und tat das am liebsten mit körperlichem Einsatz. Vin würde ihn noch mehr als bisher im Auge behalten müssen.

»Ally, ich habe eine gute Nachricht für dich.« Die junge Tänzerin blickte ihn hoffnungsvoll an. »Mr. Cronos verriet mir, dass der berühmte Harfenist Gwyn the Harper, der vor ein paar Wochen hier ein Konzert gegeben hat, ein Vampir ist. Cronos selbst ist ein ziemlich erfolgreicher Schriftsteller. Also, wie ich das sehe, spricht absolut nichts dagegen, eine Werwölfin zu sein und trotzdem eine Primaballerina zu werden, im Rampenlicht zu stehen und eine tolle Tanzkarriere hinzulegen. Oder«, er blickte

Kim an, die wie immer ihren Skizzenblock auf dem Schoß liegen hatte und ein neues Wolfsbild malte, »eine berühmte Künstlerin, die viele Vernissagen hat.« Er blickte wieder in die Runde. »Wir können uns alle unsere Träume erfüllen. Wirklich alle, da wir nicht mehr altern und viele Menschenleben lang existieren werden. Ich finde, das ist keine schlechte Aussicht.«

Er spürte an der veränderten Stimmung, dass es ihm tatsächlich gelungen war, in ihnen allen Hoffnung zu wecken. Die Düsternis, die sie alle seit ihrer Verwandlung umgeben hatte, ließ spürbar nach. Mit etwas Glück würde sie nie in vollem Umfang zurückkehren. Ein gutes Zeichen, das auch ihm Hoffnung gab.

Er nickte ihnen allen zu, was sie als Zeichen nahmen, dass die Rudelversammlung beendet war. Sie kehrten in ihre Zimmer zurück.

»Patrick, auf ein Wort.« Er winkte den jungen Mann zu sich.

Patrick blieb am Fuß der Treppe stehen. »Was?«

»Kann ich mich wirklich darauf verlassen, dass du dich nicht mit den Vampiren anlegst?«

»Hab ich doch gesagt.«

»Ja, und du sagst viel, wenn der Tag lang ist. Ich weiß, dass du ständig nach Möglichkeiten suchst, mich zu provozieren und mir eins auszuwischen.«

»Na und?«

»Dagegen ist im Prinzip nichts einzuwenden. Damit kann ich umgehen, wie du inzwischen bemerkt haben dürftest. Ich hoffe nur, du besitzt Verstand genug, mir nicht dadurch eins auszuwischen zu wollen, dass du Streit mit den Vampiren suchst, um dadurch der Gemeinschaft und vor allem den Wächtern zu demonstrieren, dass ich mein Rudel nicht im Griff hätte. Wenn du was mit mir klären willst, Patrick, kannst du das jederzeit auf offene und ehrliche Art tun.«

Patrick schnitt ihm eine Grimasse. »Werde ich. Und keine Angst. Ich habe wirklich kein Interesse daran, von unseren Indianer-Wächtern hingerichtet zu werden, weil ich den Frieden mit den Vampiren gefährde. Dass das im Falle des Falles der Fall

sein wird, habe ich begriffen. Danke, keinen Bock drauf. Du kannst also in dem Punkt vollkommen beruhigt sein.«

Zur Abwechslung war Kevin das auch, weil er fühlte, dass es Patrick ernst war. »Dann ist es gut. Wann willst du dir eine Arbeit suchen? Oder eine Ausbildung anfangen?«, fragte er, als Patrick Anstalten machte, nach oben zu gehen.

»Geht dich nichts an. Du bist nicht mein Vater.«

»Aber dein Rudelführer. Und als der erinnere ich dich daran, dass wir erstens nicht auffallen dürfen ...«

»Bla, bla, bla.« Patrick verdrehte die Augen.

»... wozu auch gehört, dass wir geregelter Arbeit nachgehen beziehungsweise eine Ausbildung absolvieren. Zweitens wurden die Stipendiumgebühren, die du nach deinem Rauswurf von der Uni erstatten musstest, aus dem Fond der Wächter bezahlt. Du bist verpflichtet, sie nach deinen Möglichkeiten zurückzuzahlen. Dazu brauchst du ein Einkommen.«

Patrick zeigte ihm den Stinkefinger. »Sonst noch was?« Er stieg die Stufen hinauf.

»Ja, da ist noch was. Weil wir Schattenwölfe sind und vom Rassimov-Rudel gezeugt wurden, haben wir ganz besonders auf blütenweiße Westen zu achten. Faul in den Tag hineinleben, aufsässig sein und sich den Teufel um die Konsequenzen scheren, trägt nicht dazu bei. Du wolltest von Anfang an der Rudelführer sein und versuchst auch jetzt immer wieder, mich abzusetzen.«

Patrick schnitt ihm eine Grimasse. »Noch so eine alte Leier. Und? Das ist mein gutes Recht.«

Kevin nickte. »Das wohl. Aber du solltest mal darüber nachdenken, was für einen Anführer du abgeben würdest. Einer, der mit schlechtem Beispiel vorangeht, der durch sein Verhalten seine Rudelgeschwister kompromittiert und es ihnen schwer macht, von der Gemeinschaft anerkannt zu werden, statt das Gegenteil zu tun und sie auch in diesem Punkt zu unterstützen und vor allem zu schützen.« Er sah ihm in die Augen. »Was für ein Anführer wärst du wohl geworden, Patrick? Auf welchen Pfad hättest du sie geführt?« Er nickte. »Denk mal darüber nach. Und

wenn du Hilfe brauchst, um eine Ausbildung zu finden oder dich überhaupt für einen Beruf zu entscheiden, lass es mich wissen.«

Kevin ging zu seinem Arbeitszimmer. Er spürte, dass Patrick ihm nachsah, und drehte sich zu ihm um. Patrick blickte ihn reserviert an. Für einen Moment. Dann räusperte er sich.

»Hast du von Anfang an gewusst, was du werden willst, Vin?«

Kevin nickte. »Ich hatte eine sehr starke Motivation. Ich wollte den Mord an meinen Eltern aufklären. Vor allem aber wollte ich dazu beitragen zu verhindern, dass andere Kinder dasselbe Schicksal erleiden müssen wie ich, nämlich ohne Eltern in irgendwelchen Heimen aufzuwachsen. Und wenn ich aus irgendwelchen Gründen kein Cop hätte werden können, hätte ich mir einen Job gesucht, der dem ähnelt. Privatermittler, privater Sicherheitsdienst, Bodyguard, vielleicht sogar Kopfgeldjäger. Eventuell wäre ich auch zum Militär gegangen oder Söldner geworden. Wenn das vielleicht aufgrund einer körperlichen Beeinträchtigung nicht möglich gewesen wäre, hätte ich mir überlegt, welche anderen Fähigkeiten oder Interessen ich habe, die ich zu einem Beruf machen kann. Vielleicht hätte ich dann Jura studiert oder wäre Automechaniker geworden.« Er blickte Patrick eindringlich an. »Zunächst mal hätte ich aber dasselbe getan wie du: meinem verlorenen Traum eine Weile nachgetrauert. Danach hätte ich mich von ihm verabschiedet und nach vorn geblickt. Vergiss nicht, dass wir in ein paar Jahren Ort und Identität wechseln müssen. Deine Fußballkarriere ist also nur aufgeschoben, aber nicht aufgehoben. Du nimmst einfach nur eine längere Auszeit.«

Patrick zögerte. Dann ging er wortlos nach oben in sein Apartment. Kevin ging ins Arbeitszimmer. Er hatte das Gefühl, Patrick zur Abwechslung mal mit seinen Ausführungen erreicht zu haben. Wie weit das vorhielt, blieb abzuwarten.

Er übertrug die Daten, die er im Büro auf einen Stick gezogen hatte, auf seinen PC, um später daran weiterzuarbeiten. Ronan hatte ihm für das »Auslagern« der Daten als sein Vorgesetzter

die offizielle Genehmigung erteilt, da er wusste, dass Kevin seinen PC bestens geschützt hatte. Vielmehr hatte Chris das getan. Der junge Mann war ein Genie, was Computer betraf, und hatte ihm versichert, dass kein noch so gewiefter Hacker in seinen Computer eindringen konnte. Die Daten waren also sicher.

Anschließend verließ er das Haus und fuhr in die Stadt zurück, um seine Nachtschicht anzutreten. Es musste irgendeine Gemeinsamkeit zwischen den beiden Opfern geben oder irgendeine andere Spur, die zu dem Täter führte. Doch er hatte die unangenehme Ahnung, dass er die zu spät finden würde und heute Nacht das nächste Opfer starb. Er konnte nur hoffen, dass das Ding ihn sich vom Campus holte, den Sam überwachte und sie ihn dann erwischte und hoffentlich unschädlich machte. Wenn nicht ...

\*\*\*

Chester Harrington hockte am Ufer des Eriesees und starrte auf die mondbeschienene Wasseroberfläche. Eigentlich war ihm kalt, aber das merkte er nicht mehr allzu deutlich. Er setzte die Whiskeyflasche an den Mund, die er mit einer braunen Papiertüte ummantelt hatte, weil das Trinken von Alkohol in der Öffentlichkeit nicht erlaubt war, aber in dieser Tarnung geduldet wurde. Er trank einen langen Zug und fühlte seinen Geist langsam taub werden; gleichgültig. Er hatte keine Lust, morgen im Philosophiekurs die nächste Todesgeschichte zu hören, nachdem er heute seine hatte vorlesen müssen. Er hatte überhaupt keinen Bock mehr auf das Spiel.

Auch wenn er versuchte, das mit Gelächter zu überspielen und nicht an sich heranzulassen, so ging ihm Laras Tod doch nahe. Okay, sie war ein Miststück gewesen, und ja, sie hatte ihn und die anderen nur nach Strich und Faden benutzt und ausgenutzt. Er hatte mitgemacht, weil es sich für ihn auszahlte, ihr Intimfreund zu sein. Es brachte ihm Prestige und hätte bestimmt auch berufliche Vorteile gehabt, wenn er über sie den Einfluss ihres

Dads hätte nutzen können. Falls seine Beziehung zu ihr lange genug gehalten hätte.

Aber als hätte in dem Moment, als er gestern gesehen hatte, wie sie Josh Greenwood zu verführen versuchte, jemand bei ihm eine Verbindung durchtrennt, fragte er sich, was er jemals an ihr gefunden hatte, dass er sich überhaupt mit ihr eingelassen hatte. Lara war, genau wie Josh ihr an den Kopf geworfen hatte, äußerlich schön, innen aber potthässlich. Und er, Chester, war ein Idiot gewesen, dass er das nicht längst erkannt hatte.

Er hörte ein Geräusch hinter sich. Bevor sein benebeltes Gehirn registriert hatte, dass er sich in Gefahr befand, traf ihn etwas am Kopf, und er verlor das Bewusstsein.

Er erwachte von einem heftigen Schmerz am Fuß, der ihn augenblicklich ernüchterte. Er versuchte, das Bein anzuziehen, stellte aber fest, dass er gefesselt war. Außerdem war er vollkommen nackt und spürte die Kälte der Nacht. Sein Kopf dröhnte von dem Schlag und er spürte eine Beule. Jemand hatte Pflöcke in den Boden getrieben und ihn daran mit ausgestreckten Armen und Beinen gefesselt. Und seine Beine hinauf kamen kalte, glitschige Dinger gekrabbelt, die ...

Chester schrie, als er begriff, dass er bei lebendigem Leib von Krabben gefressen werden sollte – wie er es in seiner Todesspiel-Story beschrieben hatte. Sein Schrei wurde von einem Knebel erstickt, der in seinem Mund steckte. Er wand sich und versuchte, die Fesseln zu sprengen, doch die waren zu stark. Natürlich. Er hatte sein Opfer in der Story mit Stahldrähten gefesselt, die unzerreißbar waren.

Chesters Gehirn fragte sich am Rande, woher die Krabben gekommen waren, denn im Eriesee gab es keine. Doch da waren sie, zerbissen ihn, nagten an ihm, fraßen ihn Stück für Stück auf. Gott im Himmel, warum? Und wer tat ihm das an?

Aber auch dieser Gedanke verblasste, als immer mehr Krabben sich über ihn hermachten. Als eine ihm den Penis mit der Schere abtrennte und eine andere gleichzeitig seine Nase abschnitt, während ihre Kameraden ihre Zangen an anderen Stellen in sein

Fleisch bohrten, verlor er endlich das Bewusstsein.

\*\*\*

*Mittwoch, 7. Oktober*

Sheila parkte ihren Wagen vor dem Haus ihrer Eltern und wappnete sich innerlich gegen das, was ihr bevorstand. Es war das erste Mal, dass sie ihre Eltern zum Mittagessen besuchte, seit sie eine Werwölfin war. Sie hatte es nicht länger hinausschieben können, denn ihre Mutter hatte sie immer mehr bedrängt. Sheila hatte ein forciertes Lernpensum vorgeschützt, das sie als Ausgleich absolvieren musste, weil sie über eine Woche »krank« gewesen war. Anders hatten sie und die anderen den ihnen nahestehenden Menschen nicht erklären können, wieso sie in deren Nähe das große Kotzen bekamen. Sie hatten es auf das Trauma geschoben, das sie alle erlitten hatten, weil sie mit ansehen mussten, wie »wilde Hunde« ihre Kommilitonen zerfleischten.

Das Trauma war echt, die Übelkeit darin begründet, dass die frisch entstandenen Werwölfe auch in ihrer menschlichen Gestalt über die scharfen Sinneswahrnehmungen von Wölfen verfügten. Normales Essen schmeckte zu verwürzt, vor allem versalzen, der Duft des Waschmittels an ihrer Kleidung entpuppte sich als ekelregender Gestank nach Chemikalien und die Parfüms und Rasierwässer, Seifen und Badezusätze, die Menschen benutzten, stanken wie die Pest. Ein Hauptaspekt des Trainings, dem ihre Mentoren sie unterzogen hatten, bestand darin, diese Sinneswahrnehmungen auszublenden und sich an den Geschmack von normalem Essen zu gewöhnen. Sheila hoffte, dass sie die bevorstehende Mahlzeit durchstand.

Sie hatte am Nachmittag Vorlesungen und deshalb einen guten Grund, bald wieder zu verschwinden. Sie war vorher noch im Fenn Tower vorbeigefahren und hatte aus Johnny Thunderdrums Zimmer seine Story für das Todesspiel geholt. Dessen Laptop hatte die Polizei mitgenommen, aber Johnny hatte die

Story bereits ausgedruckt. Sheila würde sie nach dem Essen durchlesen und das Vorlesen proben, bevor sie sie im Kurs vortrug. Jetzt erst mal das Familienessen.

Ihre Mutter erwartete sie mit ausgebreiteten Armen, in die sie Sheila einschloss, sie an sich drückte und küsste. »Sheila, Schätzchen, es ist so schön, dass du dich endlich mal wieder blicken lässt. Geht es dir gut?« Sie fasste Sheilas Gesicht mit beiden Händen und sah sie ernst an.

Sheila atmete flach, denn ihre Mutter hatte die Angewohnheit, ihre Hände mit stark riechender Lavendelseife zu waschen und mehrmals täglich mit einer Pflegelotion einzureiben, deren Geruch in Verbindung mit dem Lavendel einfach nur stank. Das hatte Sheila schon als Mensch so empfunden. Als Werwölfin war die Ausdünstung beinahe unerträglich. Aber sie hatte sich auf dieses Martyrium bestmöglich vorbereitet.

Sie ergriff die Hände ihrer Mutter und drückte sie nach unten. »Ja, Mom, mir geht es gut. Dir hoffentlich auch. Und Dad.«

»Ach ja, bis auf ...« Es folgte die Aufzählung einer Reihe von »Beschwerden«, die alle so nichtig waren, dass Sheila nicht hinhörte.

Sie war fast dankbar, dass ihr Vater die, nachdem sie ihn mit einer flüchtigen Umarmung begrüßt hatte, mit der Forderung »Auf ein Wort, Sheila« abwürgte und sie ins Wohnzimmer führte.

»Setz dich bitte.«

Er deutete auf ihren Lieblingssessel; zumindest war er das gewesen, als sie noch im Haus gewohnt hatte. Das Haus ihrer Eltern am 3575 Delmere Drive zwischen Fairview Park und Westlake, lag fast dreißig Meilen von der Uni entfernt. Deshalb hatte Sheila sich ursprünglich entschieden, im Fenn Tower zu wohnen, um den täglichen Weg zu sparen. Ihr Vater verdiente als Anwalt genug, um die Miete für das Appartement zu bezahlen. Dass sie im Zuge des »Vorfalls«, wie ihre Eltern die Ermordung ihrer Kommilitonen umschrieben, zu Vin gezogen war, hatte für erhebliche Skepsis, um nicht zu sagen Missbilligung gesorgt.

Sie setzte sich und blickte ihren Vater auffordernd an.

»Wie geht es dir, Liebes?«

»Gut.«

»Wenn du Hilfe brauchst, können wir eine Therapie arrangieren, die ...«

Sie rollte mit den Augen. »Dad, bitte. Die Polizeipsychologen haben uns alle wunderbar betreut, und es geht mir gut.«

»Diese Indianer?« Ihres Vaters Stimme triefte vor Missbilligung.

Ihre Eltern hatten Sheila ein paar Tage nach ihrer Verwandlung in Vins Haus aufgesucht, um sie »nach Hause zu holen«, und bei der Gelegenheit festgestellt, dass Brian Wolfheart und seine Leute sich um sie kümmerten. Damit das kein Misstrauen hervorrief, hatte Sheila die vier Hunkpapa-Indianer als Polizeipsychologen deklariert. Ihr Vater gehörte unglücklicherweise zu den Menschen, für die die amerikanischen Ureinwohner allesamt ungebildete Hilfsarbeiter waren.

»Sie haben sehr gute Arbeit geleistet, Dad. Du willst mit mir doch bestimmt nicht über die reden, oder?«

»Nein, Liebes. Dein Zimmer wartet nur darauf, dass du wieder einziehst. Wenn du schon nicht mehr im Wohnheim wohnen willst, wofür wir vollstes Verständnis haben, musst du doch nicht in Sagamore Hills mitten im Cuyahoga Valley wohnen. Das ist doch viel zu weit weg.«

»Das ist nicht sehr viel weiter von der Uni entfernt als euer Haus. Aber im Gegensatz zu hier habe ich dort eine Fahrgemeinschaft, mit der ich zur Uni komme. Worauf willst du hinaus?« Sie ahnte es bereits.

»Wir finden es seltsam, dass ein über Vierzigjähriger Wohnungen an ausschließlich junge Leute vermietet. Ich habe diesen Detective Bennett natürlich überprüft. Auf den ersten Blick hat er beste Referenzen, aber ...«

»Nichts aber. Mann, Dad, Vin ist in Ordnung. Er tritt keiner von uns zu nahe und ist ein Gentleman, der dir gefallen würde, wenn du dir mal die Mühe machtest, ihn kennenzulernen. Au-

ßerdem ist er mit seiner Arbeit als Cop beschäftigt und die meiste Zeit sowieso nicht da.« Was Sheila bedauerte, denn sie mochte Vin. Mehr noch, sie fühlte sich zu ihm hingezogen.

»Wir verstehen trotzdem nicht, warum du nicht wieder zu uns ziehen willst, Schatz.« Ihr Vater sprach immer von »wir«, wenn er verschleiern wollte, dass es in erster Linie um ihn ging.

»Weil ich nie erwachsen werde, wenn ich wieder hier einziehe. Und damit lassen wir das Thema bitte ruhen.«

Sie wartete seine Antwort nicht ab, sondern lief ins Obergeschoss in ihr Zimmer und schloss die Tür hinter sich. Sie konnte ihre Eltern verstehen. Bis sie zur Werwölfin geworden war, hatte sie fast jedes Wochenende hier übernachtet. Es war eine Umstellung für sie, dass Sheila nun nicht einmal mehr das tat. Sie sah sich im Zimmer um. Zum Glück war das Bett nicht unlängst bezogen worden mit Bettwäsche, die frisch gewaschen und stinkend weich gespült aus dem Trockner gekommen war. Das machte den Geruch erträglich.

Aber das Zimmer kam ihr völlig fremd vor. Ihr eigener menschlicher Geruch, der immer noch an allem haftete, gehörte nicht mehr zu ihr, denn die Verwandlung hatte ihre Körperchemie verändert. Als Mensch roch sie ständig nach Wolf und als Wolf ständig nach Mensch. Halb so, halb so, halb hier, halb da – kein Mensch mehr, kein Wolf, sondern ein Ding dazwischen. Werwolf. Anderswesen. Nicht mehr menschlich.

Sie hatte geglaubt, dass sie bereits gut damit klarkäme, aber hier in ihrem Zimmer wurde ihr bewusst, dass das nur oberflächlich der Fall war. Sie hatte alles verloren, was ihr etwas bedeutet hatte. War aus ihrem Leben gerissen und in ein anderes geschleudert worden, das ihr Angst machte. Nicht nur wegen der damit verbundenen ständigen Gefahr der Entdeckung. Wenn ihr Vater wüsste, dass Werwolfjäger sie und die anderen beinahe getötet hätten, würde er Himmel und Hölle in Bewegung setzen, um sie von Vins Haus wegzuholen. Dabei war das der einzig sichere Ort für sie, nachdem diese Dämonin, Sam Tyler, es dazu gemacht hatte.

Sheila mochte Sam nicht. Vin besuchte sie regelmäßig und roch jedes Mal nach Sex, wenn er heimkam. Zu Sheila war er nett und respektierte sie als Alphawölfin, aber sie wollte mehr als das. Sie wollte ihn. Als Mann. Eine Regung, die sie selbst nicht so ganz verstand. Sie hatte noch nie auf ältere Männer gestanden und Vin war nun mal mehr als doppelt so alt wie sie. Außerdem war er stark; in sich gefestigt. Ein ruhender Pol, ein Fels, an den sie sich anlehnen konnte. Vielleicht lag es daran, dass sie diese Art von Stärke im Moment brauchte, um selbst stabil zu bleiben. Sie wusste jedenfalls, dass sie ihrer Position im »Rudel« nur gerecht werden konnte, weil Vin als ihr Anker fungierte.

Das erklärte aber nicht, warum sie ihn beehrte. Sie weigerte sich zu glauben, dass das nur an der Tatsache lag, dass sie beide das Rudel anführten und sich instinktbedingt zueinander hingezogen fühlten. Sie erinnerte sich, dass sie Vin schon in dem Moment anziehend gefunden hatte, als Brian Wolfheart ihn dem Rudel vorgestellt hatte; noch ehe überhaupt klar war, ob er die Rudelführung übernehmen würde. Patrick, der bis dahin einen Tag lang Alphawolf gewesen war, hatte in ihr keine solche Regung ausgelöst. Also musste es etwas anderes sein, das sie an Vin attraktiv fand.

Bis jetzt fühlte sowieso nur sie sich zu ihm hingezogen, aber er sich nicht zu ihr. Er reagierte nur auf sie, wurde aber nicht aktiv. Ja, er beehrte sie, wenn sie ihn zu animieren versuchte; sie roch dann jedes Mal seine Erregung. Aber er gab ihr nie nach. Nicht als Mensch, nicht als Wolf. Daran war garantiert Sam schuld. Wenn Sheila Vin erobern wollte, musste sie die Initiative ergreifen und ihn verführen. Das Problem war, dass zum Verführen immer zwei gehörten: der Verführer und der, der sich von ihm verführen ließ. Leider war Vin ein Typ, der sich nicht einfach verführen ließ. Andernfalls hätte er längst schon mal Sheilas Bett gewärmt statt das von Sam. Es war zum Auswachsen!

Sheila blickte sich um. Eigentlich war sie nicht nur zum Essen gekommen, sondern auch, um ein paar Sachen zu holen, die sie bei sich haben wollte, nachdem sie in Zukunft nur noch selten

hier übernachten würde. Bis zu dem Zeitpunkt, an dem das Rudel in ein paar viel zu wenigen Jahren weiterziehen musste, würde sie mit den anderen zusammenwohnen. Und danach ...

Brian hatte gesagt, dass ein Rudel immer zusammenblieb. In Ewigkeit. Es kam vor, dass einzelne Mitglieder sich von ihm trennten und neue hinzukamen. Aber der Kern blieb fast immer derselbe. In diesem Moment wurde ihr so deutlich wie nie zuvor bewusst, dass sie nicht mehr Teil ihrer menschlichen Familie war, sondern Teil des Werwolfrudels, verbunden im Schicksal und im Blut. Brian hatte auch erklärt, dass die Verwandtschaftsverhältnisse der Erschaffer eines Werwolfs auch auf den Verwandelten übergingen, ihn genetisch so veränderten, dass diese Verwandtschaft sogar in einem Gentest nachgewiesen werden konnte. Demnach waren alle Rudelmitglieder blutsverwandt. Cousins und Cousinen, da die Werwölfe, die sie »gezeugt« hatten, ebenfalls Cousins gewesen waren.

Schlagartig wurde ihr bewusst, dass Chris Carver, der Omega wolf, ihr Bruder war und Mandy Blake ihre Schwester, da derselbe Werwolf sie drei verwandelt hatte. Demnach waren Ally und Fiona Schwestern und Patrick und Kim Bruder und Schwester. Ob ihnen das bewusst war? Und Nick Roscoe, der Letzte der Rassimov-Wölfe, war ihr aller Cousin. Sheila hatte keine Ahnung, wo er sich aufhielt. Wahrscheinlich würde er nie wieder Kontakt zu ihnen aufnehmen, nachdem er das von Anfang an nicht getan hatte. Aber er gehörte ebenso für immer zum Rudel wie sie und die anderen. Ein seltsames Gefühl.

Dabei empfand sie zu keinem ihrer »Rudelgeschwister« emotionale Familienbande. Und was sie für Vin fühlte, hatte mit Familie nun gar nichts zu tun. Langsam begann sie zu begreifen, warum er darauf bestand, dass sie sich einmal am Tag versammelten, Knoten knüpften und gemeinsam heulten. Es stärkte das Zusammengehörigkeitsgefühl, ließ sie zu der Familie zusammenwachsen, die sie im Blut bereits waren und in alle Ewigkeit bleiben würden. Und das war beileibe kein schlechtes Gefühl.

Sie entschied sich, nichts von ihren Sachen mitzunehmen. Die

Dinge, die ihr wirklich wichtig waren, hatte sie bereits mitgenommen, als sie in den Fenn Tower gezogen war. Sie würde sich in Zukunft von so vielem trennen, es zurücklassen müssen, wenn das Rudel weiterzog und sie alle die Identität wechselten, dass sie sich beizeiten daran gewöhnen wollte, ihr Herz nicht an irgendwelche materiellen Gegenstände zu hängen. Oder nur an ganz wenige, die sie gefahrlos mit in ein neues Leben nehmen konnte.

Sie setzte sich auf das Bett und nahm Johnnys Story aus ihrer Tasche, die sie immer noch umgehängt hatte, weil ihr Vater ihr nicht mal Zeit gelassen hatte, sie abzulegen, ehe er sie »überfallen« hatte. Johnny hatte eine Gruselstory entworfen, in der sein Protagonist den Geist eines alten Indianers erzürnte, dessen Ruhestätte er unabsichtlich zerstörte, worauf der Geist ihn mit Rachegeleüsten verfolgte.

Sie stutzte, als sie zu der Stelle kam, an der der Frevler von dem Geist an einem Baum im Shaker Lakes Park gehängt und dort auf grausame Weise verbrannt wurde. Und die Gerüchteküche auf dem Campus wollte wissen, dass Johnny im Shaker Lakes Park durch Feuer zu Tode gekommen war. Falls er auf die Weise umgekommen sein – ermordet worden sein sollte, wie er es hier beschrieben hatte ... Marcy, die gestern Morgen Lara tot in ihrem Zimmer gefunden hatte, hatte gestammelt, dass man Lara abgehäutet und die Haut an die Wand genagelt hätte. Genau das hatte Lara in ihrer Story beschrieben. Sollte das etwa bedeuten ...

Kalte Angst packte Sheila. Sie musste sofort zu Vin und ihm Johnnys Story zeigen. Sie steckte den Ausdruck in ihre Tasche zurück und verließ ihr Zimmer.

»Tut mir leid, Mom, Dad! Ich habe völlig vergessen, dass ich in einer Stunde noch eine Sondervorlesung habe. Ich muss los. Ich komme in den nächsten Tagen zum Essen. Versprochen!«

Sie wartete die Antwort ihrer Eltern nicht ab, sondern rannte aus dem Haus und fuhr zu Vins Dienststelle in der Ontario Street.

\*\*\*

Kevin hörte sich Ronans Flüche gleichmütig an; gleichmütig unter anderem deshalb, weil der auf Gälisch fluchte, was Kevin sowieso nicht verstand. Außerdem half Fluchen ihnen nicht weiter. Vor ein paar Stunden war die Leiche eines weiteren Studenten der CSU gefunden worden. Er lag am Ufer des Eriesees und war offensichtlich von Krabben bei lebendigem Leib gefressen worden. Zumindest hatten die Viecher so lange an ihm genagt, bis er durch Schock und Blutverlust gestorben war.

Mord, ganz eindeutig, denn man hatte ihn mit ausgebreiteten Armen und Beinen nackt mit Stahlbändern an in den Boden getriebenen Pflöcken gefesselt. Und Krabben gab es nicht im See. Die musste jemand mitgebracht und über ihm ausgeschüttet haben; weshalb die Naturschützer jetzt aufgescheucht den See absuchten, um zu verhindern, dass sich eine weitere Spezies im Eriesee ausbreitete, die dort naturgemäß nichts zu suchen hatte. Doch von den Krabben gab es keine Spur. Nur eine einzige hatte noch an dem Toten gefressen, als er gefunden worden war. In dessen neben ihm abgelegter Kleidung hatten sie einen Führerschein und einen Studentenausweis gefunden, die beide auf den Namen Chester Harrington ausgestellt waren.

Kevin's Nase hatte ihm verraten, dass es sich um denselben Täter handelte, der auch John Thunderdrum und Lara Ackermann getötet hatte. Aber es gab wieder keine Spur zu ihm. Da der Mord nicht auf dem Campus stattgefunden hatte, hatte auch Sams magische Alarmanlage nicht angeschlagen. Sam hatte den Tatort bereits mit Retrospektion untersucht, aber nichts herausgefunden, was einen Hinweis gegeben hätte, wo sie den Täter suchen sollten oder um was für ein Wesen es sich bei ihm handelte. Auch sie hatte frustriert darüber geflucht – in der Sprache der Dämonen, die Kevin ebenso wenig verstand wie Ronans Gälisch.

Auf dem Campus konnte das Wesen nicht wohnen, denn ein Ding wie dieses wäre dort jedem aufgefallen. Zwar hatte Sam

gesagt, dass es durchaus magische Mittel und Wege gab, für die Augen der Menschen in einer ganz anderen Gestalt zu erscheinen, aber sie hatte auch das bereits überprüft und war sich sicher, dass das Ding sich nicht auf dem Campus aufhielt oder jemals dort gewesen war. Warum also nahm es bis jetzt ausschließlich Studenten aufs Korn?

Seine Gedanken wurden unterbrochen, als ein Officer vom Empfang die Tür öffnete.

»Detective Bennett, diese junge Dame ...«

Sheila stürmte herein. »Vin, du musst dir das unbedingt ansehen!« Sie hielt ihm ein Bündel bedruckter Blätter hin. »Ich ...«

Er fasste sie bei den Schultern und drückte sie fest, während er über ihren Kopf hinweg dem Beamten zunickte, der Sheila hereingeführt hatte. »Danke, Officer.«

Der Mann nickte ebenfalls und ging.

Kevin wartete, bis er die Tür geschlossen hatte, ehe er Sheila eindringlich ansah. »Bitte beruhige dich, Sheila. Du erinnerst dich an Ronan?«, erinnerte er sie an ihre Manieren und nickte zu Ronan hin.

Sie errötete. »Guten Tag, Lieutenant Kerry.«

»Tag, Miss Partridge.« Ronan nickte ihr lächelnd zu.

»Entschuldige, dass ich so reinplatze, Vin, aber das ist wirklich wichtig. Es steht alles hier drin!« Sie hielt ihm die Blätter wieder hin. »Wie Johnny gestorben ist.«

Vin nahm sie ihr aus der Hand. »Was ist das?« Er deutete auf den Besucherstuhl vor seinem Schreibtisch und nahm in seinem Sessel Platz. Das erste Blatt trug die Überschrift »Flammenstachelschwein«, darunter stand: »von John Thunderdrum«. Offenbar handelte es sich um eine Kriminalgeschichte.

»Im Philosophiekurs beschäftigen wir uns mit dem Tod. Professor Rothwell hat uns angeregt, eine Story zu schreiben über den Tod. Daraus ist ein Wettbewerb entstanden, wer die Story mit der ungewöhnlichsten Todesart erfinden kann. Der Gewinner erhält den Jackpot.«

»Moment.« Vin blickte sie ernst an. »Verstehe ich das richtig,

dass ihr in diesem Kurs Storys schreibt, wie man Menschen möglichst effektiv und grausam umbringt?«

Sheila errötete wieder. »Na ja, nicht unbedingt umbringen. Das heißt eigentlich doch, aber ...« Sie zuckte mit den Schultern. Es wirkte hilflos. »Es geht auch um die Frage, wie Menschen mit dem Tod umgehen. Sogar in erster Linie. Aber dann hat Chester diesen Wettbewerb initiiert. Jeder, der mitmacht, hat eine Teilnahmegebühr eingezahlt, und Professor Rothwell hat noch mal hundert Dollar draufgelegt.«

»Chester? Wie heißt der mit Nachnamen?«

»Harrington.«

Vin und Ronan sahen einander an.

»Wie viel ist in dem ›Jackpot‹?«, wollte Vin wissen.

»Dreihundertsechzig Dollar.«

»Es wäre ungewöhnlich, wenn jemand wegen eines so vergleichsweise geringen Betrages zum Serienkiller würde«, meinte Ronan. »Aber nicht ausgeschlossen. Wie viele Teilnehmer hat denn dieser Wettbewerb?«

»Dreizehn.« Sheila blickte von einem zum anderen. »Ihr glaubt doch nicht, dass einer von uns ...«

»Moment«, unterbrach Vin. »Machst du da auch mit?«

Sie errötete zum dritten Mal und senkte den Kopf, ehe sie ihm trotzig in die Augen sah. »Der Tod ist seit vier Wochen ein Teil meines Lebens; in mehr als einer Hinsicht. Du sagst doch selbst immer, dass jeder von uns auf seine ganz eigene Weise mit diesen Dingen umgeht. Ich dachte, wenn ich den Tod beschreibe, mich auf die Weise mit ihm beschäftige, würde es mir leichterfallen, mit diesem Aspekt klarzukommen.«

Er stand auf, kam um den Schreibtisch herum und streckte die Arme aus. Sheila warf sich in seine Umarmung, klammerte sich an ihm fest und presste das Gesicht gegen seine Schulter, als könnte sie dadurch alles Bedrohliche ausblenden. Er hielt sie und strich ihr über das Haar, streichelte ihren Rücken und nahm wieder einmal mehr als deutlich ihren weiblichen Duft wahr, der ihn wie immer in Versuchung führte.

Ronan nahm die Blätter, die Vin auf den Tisch gelegt hatte, und überflog sie, während er Sheila tröstete, die keine Anstalten machte, ihn in absehbarer Zeit freiwillig loszulassen.

»Hier ist tatsächlich alles so beschrieben, wie Dr. Schuyler es in ihrem Obduktionsbericht festgehalten hat«, stellte er fest. »Miss Partridge, woher haben Sie diese Blätter?«

Sheila löste sich widerstrebend von Vin, der aufmunternd ihre Schulter streichelte und ihr den Stuhl zurechtrückte, als sie sich setzte. »Seit vorgestern wird jeden Tag eine Story im Kurs vorgelesen. Professor Rothwell hat gesagt, dass wir Johnnys selbstverständlich auch vorlesen sollen, das wären wir ihm schuldig. Ich habe den Hausmanager gebeten, mir sein Zimmer aufzuschließen, weil ich hoffte, dass er die Story in seiner Kursmappe aufbewahrt. Und da war sie. Aber das ist noch nicht alles.« Sie blickte Vin aufgeregt an. »Stimmt es, dass Lara Ackerman die Haut abgezogen wurde? Bei lebendigem Leib?«

»Wo hast du das denn gehört?«

Sie warf ihm einen Blick zu, der darum bat, Vin möge sie nicht für dumm verkaufen. »Davon spricht der ganze Campus. Marcy hat sie gefunden und lautstark ausposaunt, was sie gesehen hat, bevor ihre Eltern sie abgeholt und abgeschottet haben.«

Er nickte. »Das stimmt. Warum?«

»Lara hat vorgestern als Erste ihre Story vorgelesen.« Sie verzog das Gesicht. »Natürlich als Erste; sie spielte sich ja überall in den Vordergrund. Jedenfalls beschreibt sie in ihrer Story, dass das Opfer bei lebendigem Leib gehäutet wird. Mit einem Werkzeug, wie es Jäger oder Kürschner verwenden, um ein Tier abzuhäuten.« Sie erschauderte sichtbar und rieb sich die Oberarme. »Und dann hat – in ihrer Story – der Mörder die blutige Haut ausgebreitet und wie ein Fell an die Wand genagelt.« Sie blickte von Vin zu Ronan und wieder zurück. »Ist Lara auf diese Weise gestorben?«

Vin blickte Ronan an.

»Eigentlich dürfen wir dazu kein Wort gegenüber Außenstehenden verlauten lassen«, sagte der. »Aber wir vertrauen absolut

auf Ihre Diskretion, Miss Partridge. Ja, Miss Ackerman wurde exakt auf diese Weise ermordet und mit ihrer Haut genauso verfahren.«

»Oh Gott!« Sheila schlug sich die Hand vor den Mund und blickte Vin besorgt an. »Was bedeutet das? Hat das überhaupt was zu bedeuten?«

»Sheila, hat Chester Harrington seine Geschichte auch schon vorgelesen?«, fragte Vin.

Sie nickte. »Gestern. Sein Opfer wird bei lebendigem Leib von Krabben gefressen.« Sie blickte ihn entsetzt an. »Sag nicht, dass Chester auch tot ist!«

Er nickte. »Er wurde heute Morgen am Ufer des Eriesees gefunden – von Krabben zerfleischt.«

Ihr Gesicht nahm einen besorgten Ausdruck an. »Was bedeutet das?«

»Dass jemand, der die Storys gekannt hat, sich bemüßigt fühlt, den Autoren die von ihnen beschriebene Mordmethode am eigenen Leib anzutun. Die Frage ist warum?«

»An die sich die Frage anschließt, wer vom Inhalt dieser Storys gewusst hat«, ergänzte Ronan. »Miss Partridge ...«

»Sheila, bitte.«

Ronan lächelte. »Sheila, wenn ich das richtig verstanden habe, hat der ganze Philosophiekurs den Inhalt von Miss Ackermans und Mr. Harringtons Story gekannt, weil sie jeweils einen Tag vor ihrem Tod vorgelesen wurden.«

Sheila nickte.

»Hast du eine Ahnung, wer Johnnys Story gekannt haben könnte?«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich glaube niemand. Es handelt sich ja um einen Wettbewerb, den der gewinnt, der die beste Story, vielmehr die gruseligste Todesart beschreibt. Deshalb hat natürlich jeder von uns darauf geachtet, dass niemand unsere Storys zu sehen bekommt, damit niemand abschreiben und Ideen klauen kann.«

»Makaber«, fand Ronan. »Die Idee. Und der Professor hat das

inszeniert?«

»Nein, Chester. Also, Professor Rothwell hatte die Idee mit der literarischen Aufarbeitung des Themas Tod. Aber Chester war derjenige, der daraus das ..., eh, das Todesspiel gemacht hat. So hat er den Wettbewerb genannt.«

Vin schüttelte den Kopf, sagte dazu aber nichts. »Sheila, was kannst du uns über Johnny, Chester und Lara Ackerman sagen? Hat irgendwas sie miteinander verbunden, außer dass sie denselben Philosophiekurs besucht haben?«

»Lara war ein Miststück, Chester ihr Speichellecker und Johnny ein Vollidiot«, lautete Sheilas vernichtendes Urteil.

Ronan lachte leise und Vin schmunzelte. Sheila errötete. Was ihr unglaublich gut stand, wie Vin fand. Es gab ihrer porzellanfarbenen Gesichtshaut den Farbton einer Wildrose.

»Okay, das war nicht besonders mitfühlend ausgedrückt«, entschuldigte sie sich, »aber die Wahrheit. Lara hat jeden gemobbt und gemein behandelt, der nicht nach ihrer Pfeife tanzen wollte. Chester hat alles mitgemacht, damit sie ihn weiterhin in ihr Bett lässt. Und Johnny«, sie zuckte mit den Schultern, »er wollte unbedingt mit zu ihrer Clique gehören. Hinter seinem Rücken hat Lara sich über ihn lustig gemacht, weil er Irokese war und sich einbildete, dass sie sich mit einem wie ihm abgeben würde. Alle haben das gewusst, nur er nicht.« Sie blickte von einem zum anderen. »Wenn ihr jemanden sucht, der Lara gehasst hat, kommt der halbe Campus infrage. Und bei Johnny jeder, den er auf Laras Befehl hin drangsaliert hat. Zuletzt Penny. Sie traut sich seitdem kaum noch unter die Leute. Erst wieder seit ...« Sie zögerte. »Vin, da ist ein neuer Student. Er nennt sich Josh Greenwood. Ich weiß nicht, was er ist, aber er ist kein Mensch. Er riecht – anders. In keiner Weise menschlich.«

Ronan griff zum Telefon. »Sam, ich habe gerade die Information erhalten, dass sich auf dem Campus einer von den Anderen herumtreibt und sich Josh Greenwood nennt. Könnte der unser Täter sein?«

Vin hörte Sam antworten, dass sie auf dem gesamten Campus-

gebiet kein Anderswesen wahrnehmen konnte, sich aber augenblicklich darum kümmern wolle.

Ronan blickte Vin an. »Sieht so aus, als sollten wir den Teilnehmern an diesem Todesspiel mal gründlich auf den Zahn fühlen.«

»Halte ich für sinnvoll«, stimmte Kevin zu. Er lächelte Sheila zu. »Du hast uns einen großen Dienst erwiesen, Sheila. Danke.« Er wurde ernst, als ihm etwas einfiel. »Du sagst, du hast auch an diesem Spiel teilgenommen.«

Sie nickte. »Aber ich habe bestimmt nichts mit diesen Morden zu tun, Vin.«

»Natürlich nicht. Schließlich hast du für die fraglichen Zeiten ein Alibi. Als sie begangen wurden, waren wir alle zusammen im Wald auf der Jagd oder gestern Abend zu Hause. Ein besseres Alibi gibt es nicht. Mir macht etwas anderes Sorgen.« Er sah ihr eindringlich in die Augen. »Welche Todesart hast du in deiner Story beschrieben?«

Sie wurde blass. »Das ... das Opfer wird lebendig seziert.«

Er schüttelte den Kopf und bemühte sich, seine Stimme scherzhaft klingen zu lassen. »Ich wusste gar nicht, dass so viel Sadismus in dir steckt. Aber selbst wenn jemand deine Story kennen sollte und diese Todesart an dir auszuprobieren versucht, du würdest daran nicht sterben. Du bist ... was wir beide sind.«

Sheilas Augen füllten sich mit Tränen. »Mit Messern aus Silber, Vin.«

Und Silberwaffen konnten sie sehr wohl töten. Werwölfe reagierten allergisch auf Silber. Der Kontakt damit vergiftete ihren Organismus, besonders wenn der Blutkreislauf damit in Berührung kam, was bei einer Vivisektion definitiv der Fall wäre.

Er nahm Sheila in die Arme. »Hey, ganz ruhig. Das werde ich nicht zulassen, Sheila. Außerdem wissen wir noch gar nicht, ob es weitere Opfer geben wird.«

Er hatte allerdings keine Ahnung, wie er sein Versprechen einhalten sollte, denn er konnte nicht rund um die Uhr bei Sheila sein. Andererseits hatten alle drei Morde bisher in der Nacht stattgefunden. Und da würde er in jedem Fall in Sheilas Nähe

sein. Außerdem konnte niemand ins Haus einbrechen. Zumindest kein profaner Einbrecher. Aber falls dieser Josh Greenwood mit den Morden zu tun hatte ...

Ronans Telefon klingelte. »Was gibt es, Sam?« Er schaltete das Gespräch auf den Lautsprecher.

»Dieser Josh Greenwood ist selbst – harmlos. Er hat nichts mit den Morden zu tun. Allerdings weiß er ziemlich genau, wer dahintersteckt.«

»Und? Hast du ihn ausgequetscht?«

Sam grollte frustriert. »Das ... kann ich nicht. Frag nicht warum. Greenwood könnt ihr jedenfalls als Täter von der Liste streichen.« Sie hatte die Verbindung unterbrochen, bevor jemand sie noch etwas fragen konnte.

Ronan starrte nachdenklich auf das Telefon. »Ungewöhnlich. Beunruhigend. Sam gibt nicht einfach auf. Niemals.« Er blickte Vin an. »Wir sollten uns diesen Josh Greenwood unbedingt näher ansehen.«

»Und ob.« Vin hielt Sheila ein Stück von sich weg, die ihn besorgt, aber voller Vertrauen ansah. »Kannst du dir freinehmen? Dann solltest du zu Hause bleiben, bis wir die Sache geklärt haben. Im Haus bist du sicher. Es dürfte nur ein paar Tage dauern, bis wir die Sache geklärt haben, vielleicht nicht mal so lange.«

Sie zögerte, ehe sie nickte. »Da komme ich mir aber wie ein Feigling vor.«

»Wohl eher wie eine sehr vernünftige Frau, die überleben will«, korrigierte Ronan. »Ich halte Vins Vorschlag für eine sehr gute Idee.«

»Ich fahre dich nach Hause, Sheila.« Er legte den Arm um ihre Schultern. »Keine Angst. Wir schaffen das.«

Er blickte Ronan an, der eine scheuchende Handbewegung machte. »Ich habe dich offiziell zum Campus geschickt, um dort zu ermitteln. Wenn du Sheila nach Hause gebracht hast, sollten wir uns dort treffen.« Er sah auf die Uhr. »In zwei Stunden?«

Vin nickte ihm zu und führte Sheila hinaus, wobei er es auf dem Weg zum Parkplatz vermied, sie zu berühren, damit die

Kollegen, denen sie begegneten, keine falschen Schlüsse zogen.

»Es tut mir so leid, Vin«, sagte sie, als sie in seinem Wagen saßen.

Er schüttelte den Kopf. »Ich wüsste nicht, was dir leidtun müsste. Du hast doch nichts gemacht.«

»Ich habe an diesem bescheuerten Todesspiel teilgenommen. Das hätte ich nicht tun sollen.«

»Hinterher ist man immer klüger.« Er warf ihr einen kurzen Blick zu. »Warum hast du Silbermesser gewählt?«

Sie tat einen tiefen Atemzug. »Weil ich davor Angst habe«, gestand sie nach einer Weile. »Seit ich weiß, dass Silber uns töten kann, traue ich mich nicht mal mehr, etwas anzufassen, das aus Silber ist. Ich weiß, das würde nur ein bisschen auf der Haut brennen, aber das Bewusstsein, dass eine winzige Hautverletzung genügen würde, um mich richtig krank zu machen, wenn sie mit Silber in Berührung käme, macht mir Angst. Ich habe mir gedacht, wenn ich mich mit dieser Angst auseinandersetze und zum Beispiel in so einer Geschichte verarbeite, dann lässt die Angst irgendwann nach.«

»Kluge Idee.« Vin nickte. »Das wird eines Tages so sein, Sheila. Sobald wir uns daran gewöhnt haben, Werwölfe zu sein. Irgendwann haben wir die dafür erforderliche Abgeklärtheit erreicht.«

»In ein paar Hundert Jahren vielleicht.«

Er schüttelte den Kopf. »Ich werde daran arbeiten, dieses Stadium früher zu erreichen. Wir schaffen das schon.« Sein Standard-satz, um nicht nur seine Rudelgeschwister aufzumuntern, sondern auch sich selbst bei der Stange zu halten. »Da wir bis nach Hause noch ein bisschen Zeit haben, erzähl mir alles über dieses Todesspiel und auch über deinen Professor und vor allem Josh Greenwood.«

Sheila kam seiner Aufforderung sofort nach, womit er sie wirkungsvoll von ihrer Angst abgelenkt hatte.

\*\*\*

Sheila stand am Fenster ihres Zimmers und blickte nach draußen. Sie hatte, seit Vin sie nach Hause gebracht hatte, versucht, sich mit Lernen abzulenken. Es klappte nicht. Unter anderem deshalb nicht, weil die anderen bis auf Patrick alle in der Uni waren. Und Patrick hatte nichts Besseres zu tun gehabt, als sie – nun, nicht direkt zu belästigen. Aber er hatte ihr eindeutige Avancen gemacht und sich erst zurückgenommen, als sie ihm gedroht hatte, Vin von seinen Nachstellungen zu erzählen. Die Drohung hatte Wunder gewirkt. Mit einem gehässigen »Ich frage mich, was du an dem Kerl überhaupt findest!«, hatte er sich getrollt.

Doch gerade diese Bemerkung hatte sie in Wut versetzt. Vin war ein guter Mann und Patrick der »Kerl«, der Vin nicht das Wasser reichen konnte, verdammt! Bevor sie unfreiwillig als Werwölfe zu einem Rudel geworden waren, hatte sie Patrick kaum gekannt. Sie war ihm an der Uni aus dem Weg gegangen, weil er ihr viel zu sehr von sich selbst überzeugt war und sich mit seinen Freunden einen Spaß daraus gemacht hatte, Chris zu drangsalieren. Das setzte Patrick auch jetzt noch fort und ließ keine Gelegenheit aus, auf Chris herumzuhacken. Er brauchte wenigstens einen Mann in seiner Umgebung, dem er überlegen war, nachdem er jede seiner kindischen Herausforderungen an Vin verlor. In Sheilas Augen machte Patrick das zu einem Feigling.

Jedenfalls hatte seine fiese Bemerkung über Vin sie dermaßen verärgert, dass sie sich nicht mehr konzentrieren konnte. Es wurde dunkel. Die anderen trudelten langsam ein und verkrochen sich in ihren Zimmern. Sheila stellte fest, dass sie sich in einem weiteren Punkt verändert hatte. Früher hatte ihr die Dunkelheit zwar nicht unbedingt Angst gemacht, war ihr aber unheimlich gewesen. Jetzt war die Dunkelheit ihre Freundin, die nach ihr rief und in Verbindung mit den Düften und Geräuschen des nahen Waldes eine Verlockung darstellte, der zu widerstehen ihr immer schwerer fiel, je länger sie nach draußen blickte.

Schließlich hielt sie es nicht mehr aus und ging nach draußen.

Setzte sich auf die Veranda in Vins hölzernen Liegestuhl mit dem ausklappbaren Fußteil. Der Stuhl roch nach ihm, und sie inhalierte seinen Duft, der ihr ein Gefühl von Geborgenheit und Sicherheit vermittelte. Doch der Wald war im Moment eine größere Verlockung.

Sie verließ die Veranda und ging den Weg in den Wald, den sie vorgestern zuletzt als Wölfe gelaufen waren. Auch in ihrer menschlichen Gestalt übte der Wald eine Faszination auf sie aus, die früher nicht existiert hatte. Sheila war ein Großstadtkind und hatte den Wald nur vom Durchfahren gekannt, wenn ein Weg von A nach B durch ein entsprechendes Gebiet führte. Sie hatte ihm nie viel abgewinnen können. Und das einzige Mal, bei dem sie sich längere Zeit am Rande eines Wäldchens und ein Stück darin aufgehalten hatte, war an jenem verhängnisvollen Abend gewesen, an dem die Rassimovs sie und ihre Kommilitonen angegriffen und verwandelt hatten. Eigentlich ein Grund, den Wald nicht zu mögen. Dennoch zog er sie unwiderstehlich an.

Sie wanderte querfeldein und ließ sich von ihrem Geruchssinn zu dem Ort führen, an dem Vin oft auf einem Moosbett saß, das am Fuß eines Baumes zwischen dessen ausladenden Wurzeln wuchs. Sie setzte sich darauf und träumte. Von einem unbeschwertem Leben; von dem Tag, an dem sie sich mit ihrem Dasein als Werwölfin vollkommen ausgesöhnt haben würde. Am intensivsten träumte sie davon, dass es ihr eines Tages gelänge, ein Heilmittel zu finden, mit dem sie und die anderen wieder Menschen werden konnten.

Der seltsame Geruch war buchstäblich aus dem Nichts heraus hinter ihr. Sheila sprang alarmiert auf. Trotzdem traf sie der Schlag mit einem Knüppel am Kopf. Es schmerzte höllisch. Obwohl ihre werwölfischen Selbstheilungskräfte augenblicklich in Aktion traten und zu reparieren begannen, was immer dabei in ihrem Kopf verletzt worden war, sie blieb erst einmal benommen. Ihr Instinkt trieb sie zur Flucht. Aber sie kam nicht weit, denn ein zweiter und dritter Schlag prasselten auf sie ein. Sie verlor das Bewusstsein.

Als sie wieder zu sich kam, war sie mit Stricken an einen Baum gefesselt. Augenblicklich versuchte sie, die zu zerreißen. Aber wer immer sie angegriffen hatte, musste gemerkt haben, dass Sheila körperlich stärker war als ein Mensch, und hatte ihre Arme und Beine mit mehreren Lagen Seile so fest gebunden, dass sie sich kaum noch bewegen konnte und es ihr nicht gelang, auch nur eine einzige Seilwindung zu zerreißen. Außerdem war sie nackt.

Was sie aber vollends in Panik versetzte, war der intensive Geruch von Silber. Das Ding, das sie niedergeschlagen hatte und das so seltsam roch, hockte vor ihr und hatte offensichtlich darauf gewartet, dass Sheila wieder zu Bewusstsein kam. Seine Augen glühten gelb wie die eines Raubtieres, aber die Gesichtszüge ... Obwohl sie vollkommen verzerrt wirkten und aufgequollen, teilweise sogar wie die groteske Maske eines Zombies, ähnelten sie unverkennbar Penny Langston, die mit ihr zusammen den Philosophiekurs besuchte.

Sie wollte das Penny-Ding fragen, warum sie sie töten wollte; denn die silbernen Messer sprachen eine eindeutige Sprache. Aber ein Knebel in ihrem Mund verhinderte, dass sie ein einziges Wort sagte. Das Ding kam näher, in jeder Hand ein Messer und ein bösartiges Grinsen im Gesicht, das dessen Züge noch grotesker und hässlicher machte.

Sheila brüllte gegen den Knebel an, so laut sie konnte und hoffte inständig, dass sie noch nahe genug am Haus war, dass wenigstens einer aus ihrem Rudel das hörte. Und dass er schnell genug zur Stelle sein würde, bevor »Penny« ihr die tödlichen Messer in den Leib stieß.

Aber das war leider ausgeschlossen. Selbst wenn sie sofort losliefen, sie würden zu spät kommen. Viel zu spät, um Sheila noch retten zu können.

\*\*\*

Kevin fühlte sich mindestens so frustriert wie Ronan. Sie hat-

ten den halben Tag auf dem Campus verbracht und nach Josh Greenwood gesucht. Der Mann schien vom Erdboden verschluckt zu sein. Eine Durchsage sowohl in jedem Gebäude der Uni wie auch im Fenn Tower, dass er sich beim Dekan melden sollte, war ohne Antwort geblieben. Kevin hatte versucht, ihn mithilfe seines Geruchssinns aufzuspüren, doch auch das hatte nicht geklappt. Was immer der Kerl für ein Geschöpf war, sein Geruch war so flüchtig, dass er offenbar schon nach wenigen Sekunden oder Minuten aufhörte zu existieren, sobald er seinen Standort verlassen hatte. Nur in seinem Zimmer haftete ein Hauch davon.

Da Sam gesagt hatte, dass er nicht der Mörder war, verzichtete Ronan darauf, ihn zur Fahndung auszuschreiben. Außerdem, so hatte er erklärt, würde das nichts bringen, da nach seiner Einschätzung Greenwood offenbar nicht gefunden werden wollte. Und wenn sogar Sam sich weigerte, sich mit ihm anzulegen, würden sie ihn nur dann aufstöbern, wenn er das zuließ. Alles andere wäre vergeudete Zeit.

Sie hatten sich Professor Monday Rothwell zur Brust genommen und ihn gründlich abgeklopft, ob er etwas mit den Morden zu tun haben könnte. Doch Rothwell war nur ein eifriger und für Kevins Geschmack etwas zu sehr auf sein Fach konzentrierter Dozent, der die Morde zwar bedauerlich und schrecklich fand, ihnen aber als Objekt für seinen Kurs durchaus etwas abgewinnen konnte.

Ronan hatte einen Officer vor Josh Greenwoods Zimmer im Fenn Tower abgestellt, der den Mann auffordern sollte, sich umgehend bei ihm oder Kevin zu melden, falls er auftauchte. Sie beide waren sich aber darin einig, dass der Officer Greenwood nicht bemerken würde, wenn der nach wie vor nicht gesehen werden wollte. Verdammt, was war der Kerl? Gefahr oder nicht, Kevin würde erst beruhigt sein, wenn er ihn sich angesehen und sich von seiner angeblichen Harmlosigkeit überzeugt hatte. Zwar vertraute er auf Sams Expertise, aber er ging lieber selbst auf Nummer sicher.

Da sie nichts mehr ausrichten konnten, schickte Ronan ihn nach Hause. »Du hattest die Nachtschicht, hast heute den ganzen Tag gearbeitet und morgen die Frühschicht. Ich weiß, dass du das problemlos durchstehst mit deiner Konstitution, aber den Kollegen wird es früher oder später auffallen, wenn du ein zu großes Stehvermögen an den Tag legst. Im schlimmsten Fall verdächtigen Sie dich, dass du irgendwelche Aufputzmittel nimmst, was Taggart veranlasst, einen Drogentest anzuordnen. Also geh nach Hause, um dich ›auszuruhen‹, und tritt danach die Frühschicht an.«

Er hatte das Angebot dankbar angenommen. Zwischendurch etwas Waldluft und Natur zu tanken, nachdem er mit dem Rudel das tägliche Ritual absolviert hatte, kam ihm sehr entgegen. Er stellte seinen Wagen auf einem der Stellplätze vor dem Haus ab und konzentrierte sich reflexartig auf die Wahrnehmung, wer alles im Haus war. Patrick war nicht da, was ihn nicht weiter verwunderte und ihm auch keine Sorgen bereitete. Da er nicht mehr die Uni besuchte, war er wohl nicht in Gefahr. Aber dass auch Sheila sich nicht darin aufhielt, bestürzte ihn. Sie hätte das Haus nicht verlassen sollen, verdammt.

Er konzentrierte sich auf seine innere Wahrnehmung, die ihm verriet, wer von seinem Rudel sich wo aufhielt. Erleichtert stellte er fest, dass Sheila im Wald war, nicht allzu weit weg. Wenn ihn sein Orientierungssinn nicht täuschte, war sie an seinem eigenen Lieblingsplatz. Er würde sie holen.

Seine Nackenhaare sträubten sich, als er aus der Ferne einen ersticken Schrei hörte und Sheilas Stimme erkannte. Er spurtete los und war zutiefst dankbar dafür, dass seine werwölfische Natur ihm eine Geschwindigkeit ermöglichte, mit der er sogar mit einem Motorrad hätte mithalten können. So dauerte es nur wenige Sekunden, bis er den Baum erreicht hatte.

Sheila war daran gefesselt, und ein schwarzes, unförmiges Ding stand vor ihr, ein Silbermesser in jeder Hand und holte zum Stich aus.

Vin stürzte sich auf das Ding, packte die Hand mit dem silber-

nen Messer und merkte kaum, dass er wie ein wütender Wolf knurrte. Er griff in eine Masse, die zwar feste Substanz besaß, aber ganz anders als jedes menschliche oder tierische Gewebe. Egal. Er riss mit aller Kraft daran. Das Ding kreischte, als er ihm den Arm abriss. Und den anderen ebenfalls, bevor es mit dem zweiten Messer nach ihm stechen konnte. Das Ding mochte stark sein, aber Vin war stärker. Außerdem war er von einer wilden Wut erfüllt, die ihn das Ding rücksichtslos und mitleidlos attackieren ließ. Was immer es war, es hatte Sheila angegriffen, ein Rudelmitglied, seine Alphawölfin. Das genügte ihm als Legitimation, seiner wölfischen Wildheit freien Lauf zu lassen. Er riss das Ding mit bloßen Händen in Stücke und genoss dessen schmerzvolles Kreischen, das sich zu einem Heulen steigerte, was ihn unglaublich befriedigte.

Er war beinahe enttäuscht, als das Ding urplötzlich zerfaserte und sich auflöste. Gleichzeitig verschwanden die silbernen Messer. Er kümmerte sich nicht darum, sondern wandte sich Sheila zu und zerriss ihre Fesseln, nachdem er sie von dem Knebel befreit hatte. Sie fiel ihm weinend um den Hals und klammerte sich an ihm fest. Er drückte sie an sich und streichelte ihr Haar; vermied es bewusst, ihre nackte Haut mehr als nötig zu berühren.

»Ist ja gut, Sheila, ist alles gut. Es ist vorbei.«

»Penny«, schluchzte sie. »Das Ding hat ausgesehen wie Penny Langston. Hab kurz das Gesicht gesehen. Aber das war doch nicht Penny?«

Er schüttelte den Kopf. »Das Ding war kein Mensch.« Er drücke Sheila enger an sich. Sie brauchte jetzt jedes bisschen Halt, das er ihr geben konnte.

»Kommt es wieder?«

»Nicht wenn es klug ist. Außerdem denke ich, dass ich es vernichtet habe.« Dessen war er sich aber absolut nicht sicher. »Gehen wir ins Haus.«

Er verkniff sich den Vorwurf, dass sie es besser gar nicht erst verlassen hätte. Sie war auch so schon fertig genug. Außerdem

konnte er sie nur zu gut verstehen. Seit er ein Werwolf war, zog es ihn ständig in die Natur, den Wald. Vor allem abends und nachts, auch wenn kein Vollmond war. Das war einer der wenigen angenehmen Aspekte seines neuen Daseins.

Er ließ sie los und reichte ihr ihre Kleidung, die auf dem Boden neben dem Baum lag. Sie war zerrissen. Er zog Jacke und Hemd aus und gab ihr beides. Sein Hemd war lang genug, dass es ihre Blöße angemessen bedeckte, und seine Jacke würde sie zusätzlich wärmen. Ihm war natürlich klar, dass sie nicht wegen der Kühle der Nacht zitterte, die ihr als Werwölfin ebenso wenig ausmachte wie ihm. Er führte sie zum Haus zurück.

»Vin, warum hat Penny mich angegriffen? Ich meine, ich weiß, dass sie das nicht war. Aber das Ding sah aus wie sie. Bestimmt hat sie einen Dämon beschworen oder was immer es ist. Aber warum ich? Die anderen haben sie gemobbt und ihr übel mitgespielt, Lara ganz besonders und auch Johnny und Chester. Aber ich habe ihr nie was getan. Also warum wollte sie mich umbringen?«

»Das finde ich heraus. Denn ich werde sie mir sofort vornehmen.« Er blickte sie an. »Kann ich dich allein lassen?«

Sie nickte. »Ich schaffe das schon.« Sie schmiegte sich an ihn.

Er hatte den Arm um sie gelegt und streichelte ihre Schulter. »Du bist sehr tapfer, Sheila.«

»Ich bin die Alphawölfin. Ich muss mit gutem Beispiel vorangehen.« Das klang verzagt.

»Eine schwere Last, ich weiß.«

Sie hob den Kopf und sah ihn an. »Wie schaffst du das, Vin? Diese Last zu tragen?«

Er zuckte mit den Schultern. »Ich bin Cop und mehr als doppelt so alt wie du. Ich halte einiges aus. Und genau wie du sage ich mir, dass ich mit gutem Beispiel vorangehen muss. Denn wenn ich nicht stark bin, stecke ich euch mit meiner Schwäche an. Außerdem würde Patrick das sofort ausnutzen, um sich an die Spitze zu setzen. Und ihr braucht jemanden, auf dessen Stabilität ihr euch verlassen könnt.«

»Du kannst dich auch auf mich verlassen, Vin. Ich bin auch stark.« Sie seufzte. »Das war mir nur nie bewusst, bis ...« Sie zuckte mit den Schultern. »Als ich heute Mittag bei meinen Eltern war, habe ich begriffen, dass mein Leben – mein altes Leben wirklich vorbei ist. Ich war in meinem Zimmer, und es war mir vollkommen fremd. Die Dinge, die mir früher was bedeutet haben, kamen mir so nichtssagend vor, so ... so schal. Ich konnte gar nicht mehr verstehen, was ich jemals in ihnen gesehen habe. Als wenn das Zimmer und die Sachen darin jemand anderem gehören und nicht mir.«

Er nickte. »Ich weiß genau, was du meinst. Unsere Sicht der Dinge hat sich verändert, unser gesamtes Gefühlsleben. Wir sind alle emotional älter geworden.« Er sah sie an und streichelte wieder ihre Schulter. »Und ich bin froh, eine so kompetente Alphawölfin an meiner Seite zu haben.« Er blieb stehen und sah ihr eindringlich in die Augen. »Aber eins musst du mir bitte versprechen, Sheila. Wenn du Probleme hast, egal welcher Art – und sei es nur, dass du jemanden brauchst, bei dem du dich ausweinen kannst – dann komm zu mir. Ich habe immer Zeit für dich. Oder ich nehme sie mir. Immer.« Auch wenn ihm weinende Frauen ein Gräuel waren, weil er sich durch die Tränen hilflos fühlte, waren sie doch kein Wasserhahn, den man abstellen konnte.

Sheila lächelte ihn in einer Weise an, die ihm sagte, dass sie dieses Angebot anders aufgefasst hatte, als er es gemeint hatte. Er hatte nur seine Unterstützung angeboten, aber sie nahm das offensichtlich als Hinweis, dass er mehr in ihr sah als eine Rudelgefährtin. Die Art, wie sie sich an ihn schmiegte und beide Arme um die Taille legte, bestätigte ihm das. Oh Gott, sie kam hoffentlich nicht auf den Gedanken, dass aus ihnen nun ein Paar wurde. Das hätte ihm gerade noch gefehlt.

Sie erreichten das Haus. Er wartete, bis Sheila sich etwas angezogen hatte und ihm Hemd und Jacke zurückgab, und verabschiedete sich von ihr, nachdem er ihr das Versprechen abgenommen hatte, im Haus zu bleiben, bis er Entwarnung gab. Da-

nach fuhr er zum Fenn Tower, mordsmäßige Wut im Bauch. Wer immer diese Penny Langston war, sie hatte besser eine verdammte gute Erklärung dafür, dass ein Ding, das Ähnlichkeit mit ihr hatte, Sheila angegriffen und drei Morde begangen hatte.

Er ließ sich vom Nachtportier Pennys Zimmernummer geben und stürmte hin. Er stieß die Tür auf, die nicht verschlossen war, die Pistole in der Hand. Ein junger Mann, dessen Geruch verriet, dass er kein Mensch war, hockte neben dem Bett, auf dem der unförmige Körper von Penny Langston lag, und hielt ihre Hand. Kevin wusste, dass sie tot war, denn er hörte ihren Herzschlag nicht und auch das Blut nicht mehr in ihrem Körper fließen. Der Mann sah ihn mit einem traurigen Blick an.

»Josh Greenwood, nehme ich an?«

Der Mann nickte. »Keine Sorge, Detective, ich werde Ihnen nichts antun.«

»Das würde ich Ihnen auch nicht raten. Was sind Sie? Und was ist mit ihr?« Er deutete mit dem Kinn auf Penny.

»Sie ist ein Auftrag, den ich nicht erfüllen konnte. Es ist meine Schuld. Ich hätte früher kommen müssen. Dann wären die drei jungen Leute noch am Leben.«

Kevin schossen alle möglichen Gedanken durch den Kopf, was Greenwood damit meinen könnte. Der sah ihm in die Augen.

»Wir offenbaren Menschen niemals unsere wahre Natur. Aber weil Sie kein Mensch sind und ich weiß, dass Sie das Geheimnis für sich behalten, werde ich bei Ihnen eine Ausnahme machen. Ich und meinesgleichen sind eine besondere Art von Schutzengeln, obwohl wir mit den Wesen, die die Menschen als Engel bezeichnen, nahezu nichts gemeinsam haben, außer dass wir in Gottes Auftrag handeln. Vielmehr in dem seiner Diener. Wir empfangen unsere Marschbefehle von höherrangigen Engeln.« Er winkte ab. »Wir sind Seelenheiler. Unsere Aufgabe ist es, Menschen wie Penny zu heilen und daran zu hindern, dass sie anderen Leuten mit ihrer Gabe schaden.«

»Was für eine Gabe?« Kevin wäre noch vor vier Wochen versucht gewesen, Greenwoods Ausführungen für Blödsinn zu hal-

ten. Jetzt glaubte er ihm. Bedingt zumindest.

»Manche Menschen besitzen besondere Fähigkeiten, die aber nur unter bestimmten Umständen aktiv werden. Wir kümmern uns um die, bei denen diese Fähigkeiten negativ wirken oder sogar erheblichen Schaden anrichten können. Penny«, er streichelte der Toten liebevoll die Hand, »hat, als ihre Not durch das Mobbing, das sie aushalten musste, zu groß wurde, ohne dass sie sich dessen bewusst war, eine Art *Doppelgänger* erschaffen. Sie wissen, was das ist?«

Kevin schüttelte den Kopf. Die einzige Art von Doppelgänger, die er kannte, waren Lookalikes von irgendwem, dem sie zufällig zum Verwechseln ähnlich sahen, ohne mit ihm verwandt zu sein. Aber diese Sorte meinte Greenwood garantiert nicht.

»Ein Doppelgänger ist das böse Ich einer Person. Manchmal entsteht es wie bei Penny dadurch, dass die Seele eines Menschen bricht. Es zu erzeugen, war ihre Gabe.«

Vin bezeichnete das definitiv als Fluch. Einer, der noch schlimmer war, als ein Werwolf zu sein.

Greenwood fuhr fort. »Und nach allem, was Lara Ackerman und ihre Clique mit ihr angestellt haben, hat sich Pennys Hass auf sie so sehr aufgestaut, dass der Doppelgänger entstehen konnte und denen stellvertretend für sie all das angetan hat, was sie ihnen im tiefsten Inneren gewünscht hat. Hätten die Engel früher von Pennys Not erfahren, hätte ich sie heilen und das verhindern können. Aber auch Engel sind nicht vollkommen.«

Kevin glaubte ihm. Jedes Wort. Er spürte nicht nur, dass Greenwood die Wahrheit sagte, sondern auch eine Kraft und Güte in dem Mann – Engel – die ihn überzeugten. Er steckte die Pistole ein, die er immer noch in der Hand hielt.

»Demnach war es Pennys Doppelgänger, der die Morde begangen hat?«, vergewisserte er sich.

Greenwood nickte. »Ein Doppelgänger verfügt über andere Fähigkeiten und Wahrnehmungen als das Original; manchmal auch über ein anderes Aussehen. Den Inhalt der Todesspiele, die die Opfer sich ausgedacht haben für das Philosophieprojekt, hat

er aus ihrem Bewusstsein entnommen. Und mit Pennys Hass auf sie hat er ihnen das angetan, was sie darin beschrieben haben. Immer, wenn Penny eingeschlafen ist, wurde der Doppelgänger aktiv.« Er zuckte mit den Schultern. »Ich habe in den letzten Tagen versucht, Penny so lange wie möglich wach zu halten und dafür zu sorgen, dass sie mit ausschließlich guten Gedanken und Gefühlen einschläft. Aber sie hat mir nicht vertraut. Und es liegt leider nicht in meiner Macht, die Entstehung des Doppelgängers zu verhindern.«

»Aber warum hat er sich an Sheila vergriffen? Sie hat Penny nie was getan.«

Greenwood nickte. »Genau das war der Punkt, an dem ich erkennen musste, dass Penny nicht mehr zu retten ist. Zumindest nicht mit meinen herkömmlichen Methoden, die darin bestehen, meinen Klienten meine Freundschaft oder Liebe zu schenken, viel Zeit mit ihnen zu verbringen und ihre tiefen Seelenwunden auf diese Weise zu heilen.« Er sah Kevin in die Augen. »Wenn Sie sie nicht getötet hätten, hätte ich eine andere Maßnahme angewandt. Sie werden verstehen, dass ich Ihnen nicht sage welche. Jedenfalls genügte es Penny bereits, dass ich Sheilas Aufmerksamkeit erregt habe, weil sie erkannt hat, dass ich kein Mensch bin. Penny hielt das für ein sexuell bedingtes Interesse an mir und glaubte, Sheila plane, mich ihr abspenstig zu machen. Das genügte, um den Doppelgänger auf sie loszulassen.«

»Ich habe den Doppelgänger getötet, nicht Penny. Wieso ist sie tot?«

»Der Doppelgänger war ein Teil von ihr, auch wenn ihr das nicht bewusst war. Er war direkt mit ihr verbunden, weil er aus ihr entstanden ist. Durch seine Vernichtung hat sie einen Herzinfarkt erlitten. Deshalb konnte ich den Doppelgänger nicht vernichten, weil es sie umgebracht hätte. Und Wesen von meiner Art töten nicht. Niemals.« Greenwood sah Vin eindringlich in die Augen. »Sie müssen sich deswegen keine Vorwürfe machen, Vin Bennett. Sie haben getan, was Sie tun mussten. Pennys Tod geht auf das Konto derer, die sie so sehr gequält haben, dass sie

daran zerbrochen ist. Sie trifft nicht die geringste Schuld.«

Das war Vin bewusst. Schließlich hatte er nicht zum ersten Mal einen Menschen getötet, um dadurch andere zu schützen. Aber Penny Langston war keiner von den üblichen Verbrechern gewesen; sie war ein Opfer. Das unschuldig und unwissentlich zur Täterin geworden war. Was für eine Tragödie.

Er blickte Greenwood an. »Was werden Sie jetzt tun?«

Greenwood zuckte mit den Schultern. »Ich bin gegenwärtig Josh Greenwood und erst zu Semesterbeginn an die Uni gekommen. Ich kann nicht einfach wieder verschwinden, ohne Misstrauen zu erregen. Gerade Sie werden das verstehen. Also werde ich bis zum Ende des Semesters bleiben und weiterhin so tun, als wäre ich ein ganz normaler Mensch. Sie wissen ja, wie das funktioniert. Außerdem gibt es hier noch mehr Menschen, die meine Hilfe benötigen, wenn auch keiner von ihnen ein so gravierender Fall ist, wie Penny es war.« Er sah Vin erneut in die Augen. »Um die Morde aufzuklären, ohne Penny damit in Verbindung zu bringen, haben Sie Ihre eigenen Möglichkeiten.«

Vin nickte. Er würde wieder einmal Sam um Hilfe bitten. Bitten müssen. Er wusste, dass es ihr nichts ausmachte, ihm und Ronan zu helfen. Aber es machte *ihm* etwas aus, in dieser Form von ihr abhängig zu sein. Er sollte sich besser ein paar Strategien überlegen, wie sie ohne Sam zurechtkamen.

Greenwood nickte ihm zu. »Ich werde gleich den Notarzt rufen und aussagen, dass Penny plötzlich zusammengebrochen ist, als wir gemeinsam gelernt haben. Es wird alles so sein, dass für den Arzt nicht der geringste Zweifel besteht, dass Penny einen Herzinfarkt hatte. Bei ihrem Übergewicht, der Diabetes und dem viel zu hohen Cholesterinspiegel wird jeder wissen, dass es sowieso nur eine Frage der Zeit war, bis das sie umbringt.«

»Es tut mir leid.«

Greenwood lächelte traurig. »Mir auch. Gehen Sie jetzt, Vin Bennett. Ich kümmere mich um Penny.«

Vin ging und fühlte sich wieder einmal hilflos. Ein Gefühl, das er hasste. Wenigstens war der Schrecken vorbei. Kein Student

würde mehr durch Penny Längstons Doppelgänger zu Tode kommen. Aber es hätte gar nicht erst soweit kommen müssen, wenn es nicht für manche Leute ein Spaß wäre, andere Menschen zu demütigen und zu quälen.

Er fuhr nach Hause zurück. Sheila kam ihm auf der Veranda entgegen, das Gesicht besorgt. Er lächelte beruhigend. Worauf sie sich ihm in die Arme warf und sich an ihn schmiegte. Er sah sich wieder mal gezwungen, ihre Umarmung zu erwidern und sie eine Weile zu halten, bis er fühlte, dass sie sich beruhigt hatte. Irgendwann musste er ein ernstes Wort mit ihr reden und sie noch nachdrücklicher als bisher darauf hinweisen, dass nichts sie verpflichtete, sich ihm als seine Bettgespielin anzudienen, nur weil er der Rudelführer und sie die Alphawölfin war. Denn die Art und Weise, wie sie seine Nähe suchte und sich ihm in Situationen wie dieser an den Hals warf, sprach Bände in Verbindung mit dem verführerischen weiblichen Duft, den sie dabei verstärkt ausströmte. Oh Gott, diese Versuchung!

Aber jetzt war nicht der richtige Zeitpunkt für so ein Gespräch.

»Penny ist tot«, sagte er, als Sheila sich von ihm löste und ihn fragend ansah. »Sie ... ihre Seele war durch das Mobbing so schlimm verletzt worden, dass sie, ohne es zu wissen, einen Doppelgänger erschaffen hat, der jeden tötete, der ihr übel mitgespielt hat. Als ich das Ding vernichtet habe, ist sie dadurch gestorben. Dich hat sie angegriffen, weil sie nicht mehr in der Lage war, zwischen Freund und Feind zu unterscheiden. Sie hat in jedem Menschen auf dem Campus nur noch ihren Feind gesehen.«

»Wie traurig.«

Ihr Mitgefühl offenbarte ihm einen Teil von Sheilas Charakter, der ihn ansprach. »Ja. Und damit alle anderen, die sie ebenfalls gemobbt haben, auch genau erfahren, was sie angerichtet haben, werde ich Sam bitten, die Sache irgendwie so zu drehen, dass die einen gehörigen Warnschuss vor den Bug bekommen. Ich habe übrigens Josh Greenwood getroffen. Er ist okay und wird keine Probleme machen.«

Sheila blickte ihn an. »Ich nehme an, du wirst die Strategie mit Sam persönlich besprechen.«

»Natürlich.« Täuschte er sich, oder hatte er Unmut in ihrer Stimme gehört? »Solche Dinge bespreche ich nicht nur deshalb nicht gern am Telefon, weil man nie weiß, wer beim heutigen Stand der Technik absichtlich oder versehentlich mithört.« Weshalb er Sam bitten würde, ihrer alle Telefonleitungen, Handys und Smartphones entsprechend zu sichern.

»Ich weiß«, Sheila klang tatsächlich bissig, »du besprichst das auch deshalb persönlich mit Sam, um ...« Sie biss sich auf die Lippen.

Er blickte sie erstaunt an. Sie war doch nicht etwa – eifersüchtig? »Hey, Sheila, was ist los? Mal abgesehen davon, dass mein Privatleben dich ebenso wenig angeht wie mich deins.« Er seufzte. Offenbar war es doch an der Zeit für die besagten ernstesten Worte.

Er bedeutete Sheila, ihm in sein Arbeitszimmer zu folgen und setzte sich ihr gegenüber in einen der beiden Sessel. Sheila blickte zu Boden und schien nicht gewillt, als Erste etwas zu sagen.

»Sheila, das Thema hatten wir doch schon mal besprochen. Trotz unserer Stellung im, eh, Rudel sind wir beide frei, uns die Partner zu wählen, die wir möchten. Du bist mir in keiner Weise verpflichtet. Und was den Instinkt betrifft ...« Er zuckte mit den Schultern. »Ich weigere mich, einem Instinkt zu gehorchen. Ich bin und bleibe immer noch Mensch genug, dass ich mich frei entscheiden kann und das gerade auch im Bereich Partnerschaft tun werde.«

Sheila sah ihn traurig an. Warum war sie traurig? Vins Zusage hätte sie freuen sollen.

»Schon klar, Vin. Danke.« Das klang nicht begeistert, sondern frustriert.

»Was ist denn los, Sheila? Du weißt doch hoffentlich, dass du jederzeit vollkommen offen mit mir über alles reden kannst.«

Sie nickte. Zögerte. Blicke hierhin und dorthin. Vin wartete geduldig. Schließlich sah sie ihm in die Augen.

»Was, wenn es gar kein Instinkt ist?«

Er brauchte einen Moment, um in vollem Umfang zu begreifen, dass sie das ernst meinte und was genau sie meinte. Sie konnte sich doch nicht in ihn verliebt haben. Oder – doch? Das würde ihre Eifersucht auf Sam erklären; die konnte aber auch durch den Instinkt der Alphawölfin bedingt sein. Er seufzte. Noch eine Komplikation. Er hatte ja noch nicht genug Probleme.

Er sah Sheila an. »Dann wird sich das im Laufe der Zeit zeigen. Und wenn dem so sein sollte, werden wir sehen, wie wir damit umgehen.«

»Findest du mich denn nicht attraktiv?«, platzte es aus ihr heraus. Tränen schimmerten in ihren Augen.

Er nickte. »Doch. Sehr sogar. Aber solange ich mir nicht sicher bin, ob das Instinkt ist oder nicht, werde ich dem nicht nachgeben.« Er schüttelte den Kopf. »Du hast es einfach nicht verdient, dass ich mich nur wegen des Instinkts mit dir einlasse. Das wäre so, als würde ich dich – benutzen. Und das werde ich garantiert niemals tun.« Er beugte sich vor und legte ihr die Hand auf den Arm. »Wir sind erst seit vier Wochen Werwölfe. Gib uns beiden Zeit, uns daran zu gewöhnen, bevor wir einen Schritt weitergehen. Oder in dem Zuge feststellen, dass wir uns doch lieber anderen Partnern dauerhaft zuwenden wollen.«

»Zum Beispiel Sam?«

Er schüttelte den Kopf. »Sam ist ein Sukkubus und keine Frau für eine dauerhafte Partnerschaft. Zumindest nicht für mich. Wenn ich mich an eine Frau binde, bin ich ihr treu und erwarte dasselbe auch von ihr. Sam kann aufgrund ihrer Natur keinem Mann treu sein. Nicht mal, wenn sie das wollte.« Er lächelte. »Sie ist also keine Konkurrenz für meine künftige Partnerin.«

Sheila lächelte und schien beruhigt zu sein. Zumindest für den Moment. Sie sah ihn an. »Ich mag dich, Vin. Sehr sogar. Und ich hoffe, es stellt sich nicht heraus, dass das nur Instinkt ist.«

Sie wartete seine Antwort nicht ab, sondern ging in ihr Apartment. Vin atmete auf. Für den Moment hatte er dieses Problem abwenden können. Ihm war allerdings bewusst, dass es keines-

wegs gelöst war und er sich ihm früher oder später erneut stellen musste. Doch erst mal musste er dafür sorgen, dass der Fall der Campusmorde sauber gelöst wurde.

\*\*\*

*Donnerstag, 8. Oktober*

Kevin und Ronan machten am nächsten Abend eine große Show daraus, Peter Langston zu verhaften, Penny Längstons älteren Bruder, und zwar genau in dem Moment, in dem er Ferris Carmichael umbringen wollte, nachdem er ihn in dessen Zimmer im Fenn Tower überfallen, aufs Bett geschnallt hatte und versuchte, ihm Schierlingsextrakt einzuflößen – die Todesart, die Ferris, Teilnehmer am »Todesspiel«, in seiner Story beschrieben hat. Peter wehrte sich nach Leibeskräften und brüllte, während er in Handschellen aus dem Gebäude mehr gezerrt als geführt wurde, ein umfassendes Geständnis in einer Lautstärke, die nicht nur, aber besonders auch alle Bewohner auf den Flur trieb, die zu Lara Ackermans Clique gehört hatten.

Er würde sie alle umbringen für das, was sie seiner Schwester angetan hatten. Gott würde ihm dabei helfen. Selbst wenn man ihn für die Morde an Johnny, Lara und Chester hinrichten würde, dann würde er als Geist zurückkehren und dafür sorgen, dass keiner, der Penny gemobbt hatte, jemals wieder eine einzige ruhige, geschweige denn glückliche Minuten in seinem Leben hätte. Er könne jederzeit ihre Computer hacken, wie er es bei seinen Opfern getan und auf die Weise herausgefunden hatte, welche Todesarten sie beschrieben hatten. Er könne und würde alles über sie herausfinden und sie vernichten. Aus dem Gefängnis heraus und über den Tod hinaus.

Der irre Blick, mit dem Peter zielsicher ausschließlich diejenigen durchbohrte, die Penny gepiesackt hatten, erzeugte in denen eine profunde Angst, wie Vin riechen konnte. Er hoffte, dass die möglichst nachhaltig wirkte und nicht nur Laras Mobbing-Gang,

sondern auch jeden anderen, der Zeuge von Peters Toben geworden war, davon abhalten würde, aus was für Motiven auch immer einen anderen Menschen fertigzumachen.

In Wahrheit hatte Penny gar keine Geschwister gehabt. Peter war ein von Sam rekrutierter Dienergeist, der sich für den Kontrakt, den er mit ihr geschlossen hatte, notfalls tatsächlich hinrichten lassen würde oder Jahrzehnte bis an das natürliche Lebensende, das er in seiner Tarnung als Mensch hätte, im Gefängnis verbringen würde. Einer von Sams Zaubern bewirkte, dass er für alle Menschen, die mit dem Fall in irgendeiner Form in Kontakt kamen, schon immer real existiert hatte. Es gab eine Geburtsurkunde, des weiteren Sozialversicherungsnummer, Führerschein, Schul- und Arbeitszeugnisse und alles andere, was für eine menschliche Existenz erforderlich war, dass nicht der geringste Zweifel an seiner Identität aufkommen würde. Sogar Pennys Eltern besaßen komplette Erinnerungen an ihren »Sohn« von seiner Geburt bis zum heutigen Tag.

Somit war der Fall elegant gelöst.

Während Ronan nach Hause zu seiner Familie fuhr, nachdem die Formalitäten erledigt waren und Peter Langston ins Jail eingeliefert worden war, patrouillierte Vin im Zuge seiner Nachtschicht durch die Stadt. Cleveland. Seine neue Heimat. Vorübergehend, denn in ein paar Jahren mussten er und sein Rudel weiterziehen. Jetzt war er Kevin Bennett Cleveland, Cuyahoga-Valley-Wolf, der sein Rudel und seine Stadt beschützte, so gut er es vermochte. Und der dafür sorgte, dass es keine negativen Zwischenfälle mit einem von ihnen gab. Der zusammen mit Vincent Cronos beweisen würde, dass Werwölfe und Vampire friedlich an einem Ort miteinander leben konnten. Und vielleicht würde dadurch das Cuyahoga-Valley-Rudel eines Tages den doppelten Makel abstreifen können, von einem Schwarzen Rudel gezeugte Schattenwölfe zu sein.

Er würde jedenfalls nie aufhören, dafür zu kämpfen.

## **Im nächsten Roman:**

Fiona MacLeod, Jurastudentin und Mitglied von Vins Rudel, bekommt einen Praktikumsplatz bei der renommierten Kanzlei Weston, Kruger & Goldstein. Nicht genug damit, dass einer der Anwälte, Shiva Ramajeetha, ein Vampir ist, dem sie nach Möglichkeit aus dem Weg zu gehen versucht, auch Callum Hannay, der des Doppelmordes angeklagte neue Mandant ist ein Vampir. An seiner Schuld besteht aus menschlicher Sicht kein Zweifel, doch Shiva ist von Callums Unschuld überzeugt. Aufgrund seiner und Callums Natur rekrutiert er Fiona, ihm zu helfen, dessen Unschuld zu beweisen. Doch das ist nicht im Sinn des wahren Täters, der offensichtlich Callums Geheimnis kennt und ein übles Spiel spielt mit dem Ziel, Callum zu vernichten – fest entschlossen jeden zu töten, der sich ihm dabei in den Weg stellt. Besonders Vampire und Werwölfe ...

»**Blutfrevel**« erscheint am 5. März exklusiv im »Geisterspiegel«